

Ludoviciana

1.6.07

1.9.07

Giessen

6

Sommer 1907

Ausflug.

Nach eines geistreichen Mannes Ausspruch erleben wir alles Ungewöhnliche dreimal, als Zukünftiges, als Gegenwärtiges und als Vergangenes. Und zwar als Vergangenes, sofern es uns Schönes brachte, am befeligtesten und dauerndsten. Ist doch nach Jean Pauls schönen Worten die Erinnerung das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können.

So haben wir dreifach auch die Jubelfeier der Ludoviciana erlebt, und wenn wir ihre hochgestimmten Geschehnisse rückerinnernd überschauen, dann wird es Feiertag in unsern Herzen.

Ein Fest der Jugend war es, nicht des Alters. Des Kaisers Vertreter, General v. Eichhorn, hat es mit Recht so charakterisiert. Sang und trank und träumte doch das Alter sich jung im Kreise der Jugend und handelte so nach Goethes weisem Spruche:

Trunken müssen wir alle sein!
Jugend ist Trunkenheit ohne Wein;
Erinkt sich das Alter wieder zur Jugend,
So ist es wundervolle Jugend.

Lies aber für trunken, bitte, wonnetrunken, nicht nur um der Wahrheit willen, sondern auch zur Beruhigung des Zentralverbandes zur Bekämpfung des Alkoholismus.

Nah aber fühlte sich der Jugend das Alter verbunden, weil der moderne Gelehrte nach dem Sage lebt, daß die Jugend des Geistes ewig ist. Lehrendes Alter und hörende Jugend fühlten sich eines Geistes beim Festpokal wie bei den würdevollen Akten in Aula und Kirche.

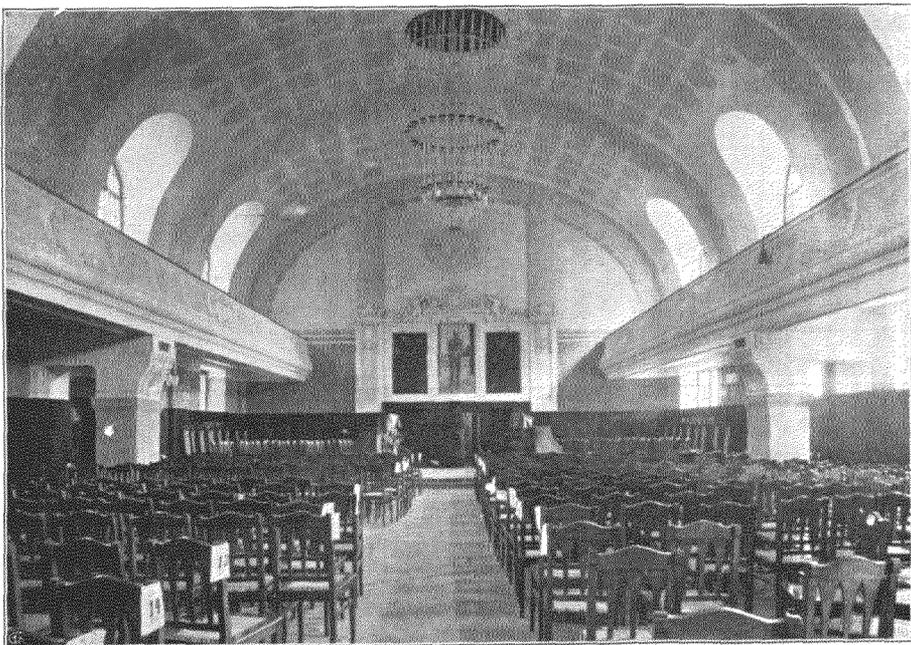
Die Festversammlung in der neuen, hellshimmernden Aula! Der hoch sich wölbende Saal, über dessen Kathedern zwischen den alten Ahnenbildern Ab. Beyers neues Bildnis des Landesherrn prangt, gefüllt von einer festlich gestimmten erlesenen Gesellschaft. Unter den Ehrengästen alles, was

Rang und Namen hat. Dazu Studenten im Schmucke ihrer Farben. Sie alle versammelt um den erlauchten Rector Magnificientissimus und seine hohe Gemahlin. Wahrlich, das Bild einer außergewöhnlichen, einer Jahrhundert-Festversammlung. Beethovensche Weihellänge brausen durch den Saal, und aus den verschwebenden Tönen hebt sich die Stimme des Landesherrn. Er begrüßt die Versammelten und gibt der Feier ihre hohe Bedeutung, indem er der Ludoviciana auch fernerhin „das volle Maß von Bewegungsfreiheit zu gewähren“ verspricht, „ohne die eine für die Allgemeinheit fruchtbringende Arbeit in wissenschaftlicher For-

schung und Lehren nicht möglich ist“. Mit einem feinen Sinnbilde hängt er dem Rector die goldene Kette um und „läßt ihn noch die goldne Last zu andern Lasten tragen“. Von modernem staatsmännischem Geiste getragen war auch die Rede

des Ministers Braun, eine unumwundene Anerkennung der für das ganze Land heilsamen Wirkungen der auf Freiheit der Forschung sich aufbauenden Freiheit der Lehre. Dann kommt, schier unübersehbar, die Schar der Gratulanten von nah und fern. Die Präsidenten der Kammern,

berufene Vertreter der Leiden christlichen Bekenntnisse, die Abordnungen der Hochschulen und anderer wissenschaftlicher Institute, aus deren Kreise die glänzende Persönlichkeit Harnacks weit herausleuchtet, der Abgesandte der Stadt u. a., sie alle feiern Hessens Landesuniversität, die, eine Pflegstätte deutscher Wissenschaft, dieser zur Ehre drei Jahrhunderte steter geistiger Arbeit durchlebt hat. Aus dem verbündeten Oesterreich schlugen herzhaft Worte an unser Ohr, die neben dem politischen Bündnis das geistige Band priesen, das die Freizügigkeit der Professoren um alle deutschen Lande knüpft. Und der greise Professor aus Baltimore,



Neue Festaula.

der einstige Schüler der Ludoviciana, gab beredtes Zeugnis für die weltumfassende Bedeutung der deutschen Wissenschaft.

So ward diese Feier zu einem ragenden Markstein in der Geschichte der Ludoviciana.

Und dieser Markstein, den die Festversammlung feierlich aufgerichtet hatte, ward umkränzt mit Blüten frohen Genusses bei leckerem Mahle und später bei Sang und Tanz in grünem Waldeszelt. Ein Bankett vereinigte um den Landesherrn die Gießener Dozenten mit den Ehrengästen, und die Feststimmung klang in hohen Worten, in Gruß und Gegengruß, fort.

Am Abend war die Wissenschaft bei der Kunst zu Gaste. Auf bunten Schwingen schwebten durch den prunkenden Raum des neugeweihten Theaters die Worte des zum Festpoeten gewordenen Seelenarztes, der in lebensstreu, leuchtenden Bildern den Wandel der Jahrhunderte zeigte. Dann sahen wir einen auf Deutschlands hohen Schulen gewizzigten fahrenden Schüler des 17. Jahrhunderts blöde Tölpel von Füchsen zwicken und zwacken, bis sie reif befunden wurden zur Edelfäule des Burschentumes. Und schließlich schritten tolle Traumgestalten über die Bühne, das Nachmittagsschläfchen eines Universitätsrektors wild phantastisch illustrierend. Ein Unikum von Pedell führte sie der geplagten Magnificenz vor, und alles, was ein bißchen mit dem Feste in Verbindung stand, erhielt seinen wohlgezielten Hieb. Der engere Senat mit dem „weiteren Blick“, die emanzipierte Studentin, das Reveille tutende Banausentum, Festdichter, Festredner und die wißbegierige Presse. Lieblich aber wand sich durch den Traum ein anmutreicher Mädchenblütenkranz. So beschloß ein wechselvoller Theaterabend den ersten Tag der Jubelfeier.

Der zweite Tag versammelte die Festgenossen in der feierlichen Stadtkirche. Brahms' grandioses Triumphlied gab dem Festakt den künstlerischen Rahmen. Ein Vortrag Hermann Dackens, der in geistvoller Darstellung den Zusammenhang der Universitätsgeschichte mit der Landesgeschichte aufzeigte, begann würdig die Feier. Dann leitete eine Rede des Rektors die Proklamation der Ehrenpromotionen ein. Allen voran verlieh die philosophische Fakultät ihre höchste Würde dem Rector Magnificentiſſimus der Ludoviciana, als dem hochgesinnten, vorurteilsfreien Schützer und Förderer einer neuen Kunst. Es war eine Ehrenpromotion, mit der die Ludoviciana sich selbst am höchsten ehrte. Und noch mancher hellklingende Name wurde von der Kanzel verkündet, zur Freude der lauschenden Festversammlung. Ob es wohl viele waren, die in den Doktordiplomen das altehrwürdige Latein vermisten, dem die Ludoviciana, wieder einmal den Schwesterhochschulen voran, entschlossen den Abschied gegeben hat?

Am Nachmittage umrahmten die Blütengänge unseres schönen botanischen Gartens ein Gesellschaftsbild von er-

quister Komposition. Das Großherzogspaar vereinigte dort gastlich um sich die vornehme Welt Gießens mit den illustren Gästen unsrer jubilierenden Hochschule. Am Abend aber steigerte sich zum festlichen Abgesang die durch keinen Miston getrübe Jubelharmonie, die, vom Aufleuchten der Fackeln und Lichtchen am vielverheißenden Vorabend, das stolze Fest der Ludoviciana in schwellenden Akkorden durchzog. Zu frisch frohem Kommerzieren waren in imposanter Zahl Alt und Jung beisammen, einträchtig versammelt die Angehörigen aller studentischen wie politischen Parteischattierungen. Die Gipfelpunkte der beseligten Stimmung bildeten die Verlesung des Telegramms, in dem der Kaiser der dreihundertjährigen Alma mater Gruß und Glückwunsch entbot, die begeisterten Burschenreden auf den Kaiser, den Großherzog, der seine Würde als Ehrenpräses in nimmermüder Huld und ungezwungener Fröhlichkeit ausübte, sowie Harnacks humorvoller Toast auf „das liebe Gießen“ und den „drehundertjährigen Rektor“, der „rector perpetuus zu sein verdiene“.

Und schließlich umschwärmten die „Jahrhundert-Jubelbraut“ nur noch die Ritter von der Gemütlichkeit. Wiederholt noch wurde in den ambrosischen Nächten mancher Sang aus fröhlicher Burschenzeit angestimmt, und gar mancher verlieh die Jubelstadt so weise und so — nüchtern, wie Sokrates in Platos berühmtestem Dialog.

Nun ist das Fest vorüber. Es hat der Beweise genug geliefert, daß das wissenschaftliche und geistige Leben der ehrwürdigen Ludoviciana nicht stagniert, sondern daß im Gegenteil heute frischeres und gesünderes Blut in ihren Adern pulsiert denn je. Es hat manches fruchtbare Samenkorn der Liebe zu den Wissenschaften und den Künsten, zu allem Idealen, zur Geschichte, zur Heimat ausgestreut. Mögen der Ludoviciana in den kommenden Jahrhunderten ebenso weit und freiblickende Fürsten „von unbefangenen Urteil“ beschieden sein, mögen ihre Lehrer auch in künftigen Zeiten, ohne Voraussetzung an ihre hohen heiligen Aufgaben gehend, nach Geibels schönem Rate handeln: „Fülle die Jugend

mit würdigem Stoff, und in froher Begeisterung lehre sie glühn!“ Möge wie heute so in aller Zukunft die heffische Jugend mit Verehrung zu ihren Lehrern emporblicken, die alte überlebte Formen zertrümmern und neue suchen und bilden, allen altertümelnden Staub aber von sich abgeschüttelt haben, modernen Geistes, als Männer einer neuen Zeit und um der Erhaltung eigener Jugend willen; denn „Ewigkeit ist die Jugend“. Möge der Ludoviciana allezeit eine durch keine äußeren und inneren Krisen gestörte, ruhig gedeihliche Fortentwicklung auf der bisherigen Bahn beschieden sein. Dann wird aus ihr immerdar ein kräftiges Blühen und fröhliches Entfalten geistigen Lebens für die heffische Heimat und das deutsche Vaterland erwachsen und die Ludoviciana für allezeit sein ein Königtum geistiger Jugend!

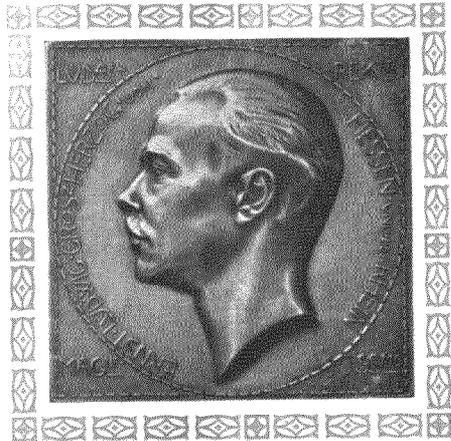
Paul Wittko.



Die Stadtkirche im Festschmuck.



Plakette
von S. Jobst
in Darmstadt.



Erinnerungs-
gabe der Gr.
Regierung.

Gießener Professoren.

Friedrich Gottlieb Welcker in Gießen*).

Wor hundert Jahren begab es sich, daß wieder einmal die deutsche Gelehrten-geschichte in Kultur-geschichte überging, fast in dem Grade wie zur Zeit der Reformation und des ersten Humanismus. Die Wissenschaften gewannen in der Richtung auf unendliche Ziele organischen Zusammenhalt, die Encyclopädie war nicht aufgegeben, aber verinnerlicht. Man stand noch sicher im Reichtum fortgeerbter Kenntnis und hatte doch überall jenen Mut, den Goethe an Euler rühmt: „von vorn anzufangen“ und neu zu bauen. Zwischen der Wissenschaft und den ihr zugetanen Individuen fand eine verlebendige Wechselwirkung statt, und es war ein Schritt nur, kein Sprung, wenn durch dieses „höhere Leben“ das Verhältnis des Gelehrten zum Staate neu formuliert wurde. Von der „Bestimmung des Gelehrten“ zu den „Reden an die deutsche Nation“ hat Fichte den Weg durch überleitende Ideen gefunden.

Unserer Kultur sind nicht viele solcher Festzeiten beschieden gewesen; es lohnt sich schon, in unstäter Gegenwart jener Tage äußerer Not und innerer Kraft zu gedenken. Gießen zeigt damals einen Namen, der den Ort ehrt und ihn überragt: Friedrich Gottlieb Welcker. Der Pfarrerssohn aus Oberfleiden hat hier studiert, er war Lehrer am Pädagog und Professor an der Universität. Hierher ist er 1808 aus Rom, 1815 aus Kopenhagen zurückgekehrt; 1814 zog er mit den heffischen freiwilligen Jägern nach Frankreich. Eine Fülle des Schauens und Wollens liegt in diesen Jugendjahren noch üppiger hingebreitet — als Welcker 1819 nach Göttingen übersiedelt, mündet all dies reiche Wesen in seine Wissenschaft, der Philolog und Archaeologe ist abgegrenzt gegen die Vielgestaltigkeit flutenden Geistes.

Am 1. Juli 1802 schreibt der Vater Friedrich Philipp an den Sohn Friedrich Gottlieb: „Auch das ästhetische Fach nach Deiner Lage und Umständen zu bearbeiten, und über-

haupt nach einer allgemeineren Bildung zu streben, halte ich bei Deinen Anlagen und bereits erworbenen Kenntnissen für recht und lobenswert.“ Von dieser „Bildung“ soll hier die Rede sein; das Wort war damals zugleich feiner und stärker als im heutigen verschliffenen Gebrauch, noch näher dem Verbal-sinne — wir sollen erfahren, wie aus Mitgabe und Aufgabe eine Persönlichkeit sich formt.

Welcker war empfindsam, von erregbarem Gemüt und bis zum Schmerz ins Ich eindringender Auffassung. Er hat viel und innig Jean Paul gelesen. Brüderlich erwartet er die Schwester Karoline und kennzeichnet sich selbst dabei: „Ich wünschte wirklich, Du möchtest nicht viel Pöetisches lesen, weil Du es immer in Dir nachlebst — und was vielleicht in dieser Tiefe und Schärfe das lebende Vorbild des Dichters nicht empfunden — in Dich aufnimmst. Vorzüglich ist der gute Richter in dieser Hinsicht gefährlich. Er weiß das Schmerzliche so abzustimmen und dann mit sicherer Hand so auf einen Punkt zart aber tief ins Herz einzubohren — die Dichter müssen das — in der Gewalt die sie ausüben über die Herzen fühlen sie sich — aber sie denken sich unangegriffene oder gar spröde Herzen — und suchen die zu bezwingen. Ist man zu empfänglich, so gibt man sich wirklich fast zum Opfer an sie hin.“

Solche Energie in der Aufnahme dichterischer Eindrücke kommt uns märchenhaft vor, sie ist aber wirklich betätigt worden. Welcker erlebt die Doppelseitigkeit sentimentaler Stimmung und er entdeckt sich in der Landschaft. Auf der Reise nach Italien, von Leuk im Wallisfischen, gibt er dem Freunde Friedrich Briegleb folgenden Bericht: „In solchem Mondschein bin ich noch nicht gegangen — so hat mich noch keine Luft angewehet. Die italienischen Grillen schwirren im Abend ihr durchdringendes Konzert, und der ganze Abend war wie die Sommerabende meiner Kindheit. Aber auf die große Freude folgte eine Bißung, eine ganz schlaflose Nacht, und darum mußte ich's aufgeben, heute weiter zu gehen. Der ganze Weg war mir so melancholisch, und viel Leidendes in mir, es hing aber mit der Trennung von Euch allen zusammen, und konnte so nicht ohne süßes sein, weil es mich immer mit Euch beschäftigte.“ In einer Note zur Übersetzung der Elegien des Jeremias [1810] sagt Welcker: „Die Stärke liegt nicht darin, daß die stille Nacht die Klage merklicher hebt, sondern daß selbst die Nacht nicht Ruhe gewährt.“ Er geht ein auf Karolinens Träume, und noch während der griechischen Reise [1841–43] greift er nach den schwebenden Bildern des Schlummers. Gefallen wir uns diesem schwermütigen Jüngling, so wird uns der Horion im „Hesperus“ verwirklicht. Jean Pauls Gestalten sind von der Beseelung des Zeitalters sowohl gehoben, als sie diese bestärken.

Empfindsam und weichlich denken wir leicht zusammen

* Diese Darstellung soll meine früheren (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1896 Nr. 97 und Mitteilungen des oberheffischen Geschichtsvereins Bd. 7 [1898]) ergänzen, nicht ersetzen. — Es stand mir ungedrucktes Material zu Gebote:

1) Briefe Welckers und seines Vaters wurden mir zugänglich durch gütige Bemühung der Frau Emilie Eckstein geb. Welcker († 1906) und ihres Bruders Hermann Welcker, Professors der Anatomie in Halle († 1897).

2) Ein Brief Welckers (in Abschrift) an Friedrich Briegleb steht in dessen „Excerpten und Notizen allerlei Art“, die mir Fräulein Emilie Briegleb bereitwillig zur Verfügung gestellt hat.

3) Das Kgl. preussische Geh. Staatsarchiv in Berlin erschloß Herrn Geh. Hofrat Dr. Herm. Haupt und durch ihn auch mir Alten der aus Anlaß der Karlsbader Beschlüsse niedergesetzten Mainzer Untersuchungskommission. Ich fand dort Auszüge aus Briefen und persönlichen Aufzeichnungen Welckers (vgl. S. Haupt in der Festgabe des oberheffischen Geschichtsvereins zum Universitätsjubiläum 1907).

Die Rechtschreibung der Handschriften habe ich unbedenklich erneuert; sie ist für Welckers Eigenart ohne Belang.

und urteilen ungerecht. Jene Menschen vertrugen wohl mehr Zartfühl ohne zu verzärteln. Wie aufrecht, wie männlich freimütig ist doch Jean Paul durchs Leben geschritten. Und bei Welcker hielt ein Streben nach Selbstbehauptung dem sanften Angestüm der „night thoughts“ immer die Wage. Sich „recht unter die Menschen zu mischen mit frischem Sinn“ fordert er die bedrückte Schwester auf. Er selbst hat sich wohl manchmal in den Verkehr gezwungen, denn er kannte die Seligkeit des Alleinseins. Immer wieder stellt er sein Gleichgewicht her, ohne daß er darum Genüge fände am Alltag: „Du irrst Dich gewaltig, liebe Karoline, wenn Du mich so tief in der Philosophie glaubst. Mir kann vielmehr etwas Unklares und Fremdes und eigener Schmerz recht schwer anliegen — und wenn ich auch eine gewisse Höhe halte (die Region wo die gewöhnlichen Geistestätigkeiten und die Beschäftigung, die nie ermattet, walten) so blicke ich doch nicht selten nach der unbewölkten Höhe hinauf, wo die Wenigen im heitersten Frieden wandeln.“

Sich selbst gegenüber und gegenüber dem Andrang der Probleme menschlicher Gemeinschaft festigt ihn ein unbedingter wissenschaftlicher Sinn. Welcker schwingt mit der Romantik, ihren Anregungen freudig hingegeben, aber er bleibt dem guten Brauche des Aufklärungszeitalters treu, nur durch Erörterung sein Gefühl und seinen Willen vor sich zu rechtfertigen und anderen zu deuten. Im Winter 1815 auf 1816 hielt er Vorlesungen „über die wichtigsten Verhandlungen und Verhältnisse unserer Tage“ — leidenschaftlich bewegt vor leidenschaftlichen Hörern —, und eben dabei bekannte er ernsthaft und streng: „Alle Verständigen wissen, daß Untersuchungen, die eine wissenschaftliche Form tragen, und von richtig bestimmten allgemeinen Ideen ausgehen, indem sie ein folgerichtiges Denken befördern, unmordensliche Triebe bezähmen, welche nur bei beschränkten oder verworrenen Ansichten bestehen können.“ Freilich hat er nichts von der popular-philosophischen Unmaßung, als ob der „klare Begriff“ von heute auf morgen alles erledigen könne, dazu ergreift ihn zu tief ein Etwas, „das die Geschichte dunkel verrät.“ Goethe fühlte sich abgestoßen durch die „Absurdität“ des historischen Wesens; Welcker meint dasselbe, wenn er oft „die Aufhebung eines vernünftigen Verhältnisses von Ursache und Wirkung“ beklagt, er kennt gleichsam seine Ungeduld und mahnt zur „Vorsicht, damit der Zufall so wenig als möglich schade.“ „Historische und philosophische Würdigung“ verlangt er für „das näher Politische.“ Politisch im weiteren Sinne sind ihm alle Fragen der Gesellschaft. Man darf wohl sagen, er vertrete ein historisch erläutertes Naturrecht, dem für die Erkenntnis der Natur des Menschen die Geschichte Quelle, nicht Norm ist. Nach Montesquieus „Esprit des lois“ hat ihn des Genfers De Lolme leicht idealisierende Darstellung der englischen Verfassung beeinflusst; zum Gleichnis des als schlechtthin germanisch angesprochenen Staates ward ihm die Landschaft von Plön im Holsteinischen, „wo sich Wasser und Land umher so republikanisch mischen wie es sonst nicht leicht gesehen und wo Berg und Schloß wie ein König von England über freien und bei allen scharfen Abgrenzungen verträglichen Ständen emporragen.“ Und Welckers „Deutschheit“ ist darum so rein und innerlich, weil sie dem Bewußtsein eines Kulturanspruches entstammt und der Humanität nicht widerstrebt. Sie verbündet sich mit dem Deutschtum der Arndt und Zahn, aber sie deckt sich nicht damit. Dem achtzehnjährigen Studenten schrieb der treuherzige Vater: „Deine Fertigkeit im Griechischen gibt Dir einen großen Vorteil vor mir. Platos Republik habe ich nicht gelesen. Es freut mich, daß Du sie mit Wohlgefallen liest, und ich finde nur das zu erinnern, daß Du, da es ein Ideal ist,

nicht mißmutig und unzufrieden werden mögest, es nirgends realisiert zu finden.“ Die Utopie hat den Sohn nicht befangen; er fand wohl im platonischen Staate, was Kant ebendort verteidigt hat, die „notwendige Idee“ einer „Verfassung von der größten menschlichen Freiheit nach Gesehen, welche machen, daß jedes Freiheit mit der andern ihrer zusammen bestehen kann.“

Welcker meint, „durch die Fortschritte der gesellschaftlichen Einrichtungen im Ganzen habe die freie Natur des Menschen von ihrer Kraft eingebüßt.“ Diese Einbuße soll die Erziehung ersetzen; so betrachtet ist Welcker, als Politiker Pädagog. Aus einem hohen weltliterarischen Gesichtspunkt hat er 1809 eine „kleine lyrische Anthologie vorzüglich für Declamirübungen der oberen Classen in Gymnasien“ herausgegeben und in der Vorrede gesagt: „Das Poetische und Lebendige sollte allem anderen vorgehn und in großer Mannigfaltigkeit nebeneinander stehn. Das muntere volle Leben soll ja in der Jugend nicht ängstlich zurückgedämmt, sondern auf die freie Trift des Schönen, Reinen und Genialen hervorgeleitet, und sie nur an den Stellen unvermerkt geschützt und bedeutet werden, wo sie sich vielleicht in Tiefen unkundig verlieren möchte.“ Später zeichnet er einmal das Ideal eines „Freistaates der Jugend, wo



Friedr. Gottl. Welcker.

Kraft, Zucht und Biederkeit das alleinige Gesetz sind.“ Das ist aber der in Gemütswerten ausgedrückte Sinn wissenschaftlicher Wahrhaftigkeit. Er leite uns unbeirrt auch durch die Wirrnisse der politischen Kämpfe. Die Alten sind ihm hier wie überall „in das Leben gefolgt“ — er hat in jenen „Vorlesungen über die wichtigsten Verhältnisse und Verhandlungen unserer Tage“ dem Kapitel „über Erziehung und Kunst als wesentliche Teile der Politik“ ein Motto vorgefetzt aus Pindars zweiter pythischer Ode: „In jeder Verfassung ist ein geradzüngiger Mann heilsam, in der Königlichen, wenn das unruhige Volk und wenn die Weisen [d. h. die Aristokraten] den Staat regieren.“ Vor der Ehrlichkeit des εὐδοκίᾳ ἀνὴρ schwindet auch der Abstand zwi-

schen Lehrer und Belehrteten; sie finden einander in der Hingabe an den Gegenstand, im Verkehr ihrer „freien Naturen.“ Die Aufsätze der Gymnasiasten wurden unter Welckers Leitung zu Bekenntnissen, und den Studenten hätte er wohl zurufen können, was später Niebuhr dem Pyrrhus von Epirus nachsprach: „Ihr seid meine Schwingen.“ Auch die Grenzen möchte Welcker gangbar machen, die das Gelehrtentum abscheiden von der unstudierten Welt. Für seine Übersetzung aristophanischer Stücke wünscht er sich „Leser außer der Schule“ und er freut sich an dem „Interesse, das einige der geistreichsten Männer dieser Klasse an dem unvollkommenen ersten Versuch haben nehmen wollen.“ „Empfänglich und mitteilungsfertig“ soll nach Fichte der Gelehrte sein, und so ist der junge Welcker gewesen. Von der Wallung zum Gedanken, von da zur Aussprache in Rede und Schrift war ihm in diesen Jahren der Weg nicht weit — die „Dissonanz zwischen seinen Wahrsagungen und kleinlicher Gegenwart“ hat ihn zuweilen verstimmt, aber niemals angefochten. Wie bei den Besten seiner Generation scheint bei Welcker schon in der Betrachtung ein tätiges Moment zu wirken. Der Unterschied zwischen Theorie und Praxis ängstigt philsiströse Geschlechter, ideologische erkennen ihn nicht an. Solcher Zuversicht lieb Welcker gern den Namen der Religion. Religiös faßt er seinen Gegensatz zum Materialismus des bonapartistischen Systems, zu manchen Äußerungen der höfischen und höfisch beeinflussten Gesellschaft, zu aller Trivialität. Religion ist ihm, was er als „Gesinnung“ über die Klugheit stellt. Zur Schätzung der Religion kommen „die größten Geister auf einen Mittelpunkt zusammen.“ Die Krise, die des Aristophanes „Wolken“ zeitigte, hat er eifrig durchgedacht und mit dem Problem

gerungen, wie man das Gedächtnis des Romikers und des Philosophen versöhnen könne. Er bemerkt hier den „Streit des alten Glaubens mit einer großen Reformation“ und blickt sympathisch nach beiden Seiten. Für sich empfand er kaum je zwischen Frömmigkeit und Freiheit einen Widerspruch. Das Elternhaus hatte den Grundtrieb gepflegt, ohne die Auffassung irgend zu hemmen. Der Vater, weit-herzig und neidlos, warnt wohl „vor dem irreligiösen Geist unserer Zeit“, aber er empfiehlt doch die Religion zunächst als „Stütze der Tugend.“ Er lobt dem Sohne Christian Gottfried Salzmanns „Himmel auf Erden“, das Buch, in dem die vordem von Lessing aus Leibniz erschlossene Immanenz des Ewigen vollstümlich herzhast beschrieben wird. Auf den Studenten wirkte vor anderen Johann Ernst Christian Schmidt, der Theologe philologischen Sinnes. Welcker gewann zum biblischen Schrifttum einen Standpunkt unbefangener Andacht. Wir lesen vor seinem Kommentar zu den katholischen Briefen [1805]: „Neben der wahren Verehrung der glücklich geweckten geistigen Menschheit, die im Neuen Testamente ausgedrückt ist, unterlassen wir nicht die fortgesetzte Bildung, Berichtigung der Begriffe, Reinigung der Empfindung auf dem Wege zur höchsten Menschlichkeit, heilig zu halten.“ Ist das nicht die Ansicht des achtzehnten Jahrhunderts von der „Perfectibilität“, der unendlichen Vervollkommnung des Menschengeschlechts?

Welcker hat diese Ansicht geteilt, vertieft in geschichtlicher Rückschau und dem eigenen Volke zugewendet, dessen Dasein bedroht war. In solchem Sinne war er ein frommer Mann und ein Patriot. Die Gegner aber schalten ihn einen Humboldtianer.

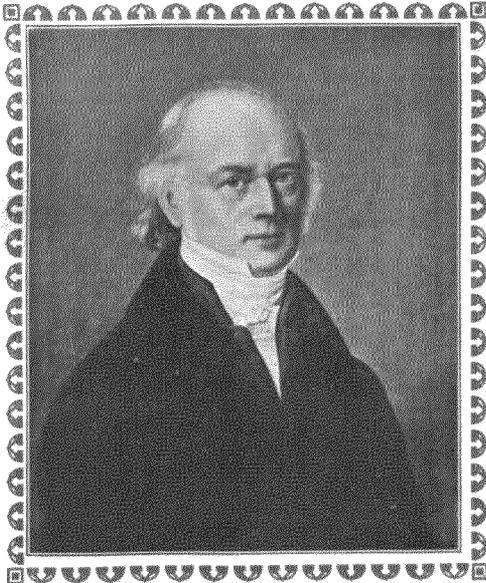
Er hat Wilhelm von Humboldt nahe gestanden als Hauslehrer der Kinder in Rom, er war beglückt auf der Heimreise von Kopenhagen Humboldts in Berlin zu besuchen, der Briefwechsel mit Karoline erhielt ihn mutig und stolz, als er über Gießen schrieb: „ich finde in ihm niemand wieder und niemand möchte sich wohl in mir wiederfinden.“ Sollen wir Humboldt und Welcker vergleichen? Die Traulichkeit ihres Umgangs fordert dazu auf. Humboldt war wohl sparsamer im Gebrauche des Wortes Religion, allenthalben gelassen im Ausdruck; er scheint eine Linie mehr hellenisch, Welcker mehr nordisch; bei diesem drängt sich das ethische Pathos lauter vor, Humboldt bewahrt die ästhetische Haltung — wahrhaftig, sie waren sehr verschieden; und sie blieben Freunde, weil sie zusammentrafen in allen Folgerungen ihres Wesens. Sie wirkten zu einem Ziele; es ist die erfreulichste Paradoxie bedeutender Zeitalter, daß in ihnen die Individuen um so klarer sich abheben, je mächtiger die gemeinsame Idee den Einzelnen durchwaltet.

R. A. Friscke.

Wilhelm Balser.

Geb. 1780, Professor der Medizin zu Gießen seit 1804, gest. 1846.

Un Wilhelm Balser, der als bedeutender Arzt und edler Mensch an der Universität und in der Stadt Gießen in ehrenvollem Andenken steht, erinnert in besonders auszeichnender Weise die Stiftung, die seinen Namen trägt. In Dankbarkeit und Verehrung für ihren Arzt schuf diese Stiftung durch letztwillige Verfügung die Gräfin Emilie von Görliß. Der Sohn des Gefeierten sollte die Leitung der



Wilh. Balser. Nach Trautschold.

neuen Heilanstalt übernehmen, starb aber vor ihrer Begründung; an seine Stelle trat Balsers Schwiegersohn Prof. Dr. Winther und als auch dieser früh starb, dessen Sohn Dr. W. Winther. Seit 1874 dient die Anstalt der Pflege und Heilung von Kranken, insbesondere von Augenkranken. Etwa 50 000 Kranke haben hier Rat und Hilfe, etwa 8000 Augenleidende Aufnahme gefunden.

Die katholisch-theologische Fakultät in Gießen.

„Versunken und vergessen“ — mag der Leser vielleicht angesichts dieser Überschrift denken. Aber mit Recht? Versunken ja, leider, aber vergessen auch? Sollte wirklich der bischöfliche Fluch im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert noch diese Kraft besessen haben? Sollte nicht vielmehr wie eine Erinnerung an liebwerte Zeit diese Episode aus Gießens Universitätsgeschichte im Hessenlande und darüber hinaus lebendig geblieben sein und mit der Trauer um entschwundenes Glück sich der Wunsch verbinden, daß „es wieder so würde wie einst es war?“ Wie dem auch sei, die Ludoviciana hat bei ihrem Jubelfeste die Pflicht, der kleinen katholischen Kämpferschar, die ihr 21 Jahre lang treu gedient hat, dankbar zu gedenken.

Die katholisch-theologische Fakultät ist ein Produkt der durch die Napoleonischen Säkularisationen notwendig gewordenen Neuregelung aller von dem Probleme: Staat und

Kirche umschlossenen Fragen. Der allein souveräne weltliche Staat hatte als Inhaber der Unterrichtsverwaltung auch die Pflicht zur Überwachung der Erziehung und Ausbildung des katholischen Klerus, es fragte sich nur, ob und wie der Staatswille mit an sich durchaus berechtigten Interessen der Kirche in Einklang gebracht werden konnte; denn die katholische Kirche ist selbst Staat, und die Depossidierung ihrer geistlichen Fürsten hatte damals den Geist des Widerstandes, ja des Hasses gegen den Weltstaat in steigendem Maße hervorzurufen begonnen. Das Großherzogtum Hessen hatte mit Kurhessen, Württemberg, Baden und Nassau sich zu gemeinsamer Regelung der kirchenrechtlichen Fragen zusammengeschlossen, sie endete in einem Staatsvertrage von 1827, der in der Unterrichtsfrage bestimmte: entweder wird für die zweckmäßige Ausbildung der Priesterkandidaten in jedem der betreffenden Staaten eine mit der Landesuniversität ver-

bundene katholisch-theologische Fakultät neu errichtet, oder aber die Kandidaten werden auf eine so bereits eingerichtete Universität innerhalb der oberrheinischen Kirchenprovinz geschickt. Die unerlässliche Vorbedingung des Universitätsstudiums für die Anstellung schließt ab mit einer von staatlicher wie kirchlicher Behörde gemeinsam vorzunehmenden Prüfung, dann folgt die seelsorgerliche Ausbildung im Priesterseminar. Dieser Staatsvertrag bildet die Rechtsgrundlage für die Gießener katholisch-theologische Fakultät. Verhängnisvoll nur, daß es einseitig ein Staatsvertrag war! Die Kirche hatte ihn nicht nur nicht gebilligt, sondern ihm während der ganzen Dauer der Verhandlungen sich widersetzt, Kardinal Consalvi hatte gegen die Universitätsbildung das sogen. Seminardekret des Tridentinums ausgespielt. So lag die Wurzel des Konfliktes unmittelbar bei der Gründung der neuen Fakultät.

Am 30. Januar 1830 wurde die landesherrliche Verordnung von 1827 bekannt gemacht, schon am 26. September 1829 hatte der Großherzog Ludwig I. die Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät zu Gießen angeordnet, am 22. Juni 1830 vollzog Großherzog Ludwig II. die Stiftungsurkunde, das kommende Wintersemester sah die ersten katholisch-theologischen Commilitonen, 26 an der Zahl, für den Anfang bescheiden, doch stieg die Zahl und erreichte im Sommer 1848 mit 84 ihren Höhepunkt. An Rang stand die neue Fakultät der älteren evangelischen Schwester völlig gleich, war auch mit Stipendien und Freistellen entsprechend ausgestattet. Die Zahl der Dozenten betrug zunächst drei, stieg aber zeitweilig auf sechs. Ein eigenes wissenschaftliches Organ wurde in den „Gießener Jahrbüchern für Theologie und Philosophie“ begründet, die bis 1837 in 13 Hefen regelmäßig erschienen — ein Seitenstück zur Tübinger „Theologischen Quartalsschrift“. Tübinger wissenschaftlicher Geist war in der neuen Fakultät lebendig, drei der Dozenten waren an jener hervorragenden Stätte katholisch-theologischer Erkenntnis gebildet, Johann Ruhn (Prof. in Gießen seit 1832), Franz Anton Staudenmaier (in Gießen seit 1830), Franz Anton Scharpff (in Gießen seit 1844), der zweitgenannte, leider schon 1837 aus Hessen wieder scheidend, ein persönlicher Schüler, Freund und Gesinnungsgenosse Möhlers. Im übrigen hat man begreiflicherweise die Landeskinder bevorzugt, zum mindesten solche, die zur Zeit in Hessen angestellt waren. So Johann Nepomuk Locherer (1830—1837), Johann Lüst (1830—1835), Caspar Riffel (1835—1841), Jacob Reuß (1837—40), Christoph Rindhäufer (1837—1842), Franz Joseph Hartnagel (1838—1848). Aus der Bonner Fakultät wurde herübergeholt Johann Joseph Müller (1830—1831), aus Aschaffenburg Michael Löhnis (1837 bis 1851), aus dem benachbarten Nassau Leopold Schmid (1839 bis 1850) und Jacob Fluck (1842—1851), aus Münster Anton Lutterbeck (1842—1851). Mancher Name ist heute wissenschaftlich vergessen, ohne daß damit über die praktische Tüchtigkeit der Dozenten etwas gesagt wäre. Die katholische Theologie befand sich damals allgemein in einer Krise, die von der Aufklärung her empfangenen Impulse begannen immer deutlicher durch kirchliche Direktion verdrängt zu werden, es ist die Zeit des hochkommenden Romanismus, des catholicisme zélé. Die Blütezeit katholischer Wissenschaft wurzelt entweder in der vorangehenden Periode (Baader, Günther, Hermes) oder setzt erst nach Überwindung der Krisis ein (Döllinger, die Tübinger katholische Schule). In Gießen stand man „auf zweier Zeiten Grenzgebiet“; Das war nicht Gießener Schuld, sondern Ergebnis der allgemeinen Lage, auch Möhler stand so. Auf diesem Posten

hat die Gießener katholisch-theologische Fakultät ihren Platz voll ausgefüllt, sie braucht den Vergleich mit Tübingen, Bonn, Freiburg, Breslau und München nicht zu scheuen. Nennt man die besten Namen, wird auch der ibrige genannt.

Abgesehen von ihrer eigenen Zeitschrift hat sie an der jungen Mainzer Zeitschrift „Der Katholik“ nach Kräften mitgearbeitet. Ein irenischer, milder Geist, ein Erbteil der Aufklärungsepoche, durchweht ihre Publikationen, noch hat die schuldige Devotion vor Rom und seinen Agenten die Freiheit der Gelehrsamkeit nicht erwürgt. Locherer verfaßte eine Geschichte der christlichen Religion und Kirche ganz in dem weitherzigen Sinne des Konstanzer Bischofs Wessenberg, er schrieb ferner ein Lehrbuch der christlichen Archäologie und Patrologie, Staudenmaier hat in Gießen sein noch heute beachtenswertes Werk *Scotus Erigena* geschrieben, desgleichen seine theologische Enzyklopädie, seinen „Geist des Christentums“, „Pragmatismus der Geistesgaben“, „Geist der göttlichen Offenbarung“, Ruhn schrieb über Friedr. Heinr. Jacobi und ein Leben Jesu, Riffel eine „geschichtliche Darstellung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat“, eine Kirchengeschichte seit der Reformation, Löhnis über biblische Hermeneutik und den Nutzen des Studiums der hebräischen Sprache, Hartnagel eine Apologetik, Fluck eine Homiletik, Lutterbeck eine ganze Reihe erkenntnistheoretischer Schriften, eine neutestamentliche Theologie, deren Titel: „Untersuchungen über das Zeitalter der Religionswende, die Vorstufen des Christentums und die erste Gestaltung desselben“, fast modern anmutet. Dann schrieb er speziell über die Philosophie Baaders, dessen Werke er mit herausgab. Scharpff's Spezialgebiet war die mittelalterliche Kirchengeschichte, über Mik. von Cusa, die katholische Reformbewegung des 15. Jahrhunderts hat er geschrieben, daneben aber konnte ihn auch das aktuelle Problem: „Der Katholizismus und die



Leopold Schmid.

Denkgläubigen“ beschäftigen. Nimmt man noch die üblichen Abhandlungen, Reden, Predigten hierzu, so darf der Fleiß der kleinen Schar gewiß gerühmt werden — die Thematata ihrer Arbeiten lassen deutlich zwischen den Zeilen lesen, daß die Zeitprobleme verfolgt werden.

Die Leuchte der Fakultät war Leopold Schmid, ein geborener Züricher, der dann, ehe er nach Nassau kam, lange in Württemberg gewohnt und schwäbische Treue und Biederkeit sich angeeignet hatte. Ein liebenswürdiger, vortrefflicher Charakter; wurde er von den Studenten hoch verehrt. Einmal im Semester pflegte er seine Zuhörer zum Nachessen einzuladen, einen Weinkeller besaß er nicht, so ließ er aus dem „Prinz Karl“ sich Proben kommen und probierte gemeinsam mit seiner Hausdame, Frä. Geyner, dem „Bäschen“, wie sie ganz Gießen nannte. Der Wein, der am andern Morgen keine üblen Nachwehen brachte, ward zum Tischwein bestimmt. „Vetter“ und „Bäschen“ waren unzertrennlich, die besten Eheleute konnten nicht schöner in der Welt verkehren, man sah sie stets zusammen auf den Spaziergängen oder an anderen öffentlichen Orten — nebeneinander ruhen sie auf dem Gießener Friedhofe. So liebenswürdig als Mensch, so hervorragend war Schmid als Gelehrter, für die damalige Zeit etwa das, was in der Gegenwart Schell in Würzburg war. So minutiös er in Kleinarbeit sein konnte, die Großzügigkeit beherrschte ihn, Zeitfragen gegenüber erwartete man von ihm ein Wort, zweimal hat ihn die Universität zum Rektor gewählt. Die Prinzipienfragen des theologischen Studiums hat er wiederholt literarisch behandelt, in einem „kurzen Worte an die Denkenden in Deutschland“ behandelte er die verfehlte deutsch-katholische Bewegung. Sein Hauptwerk führt den bezeichnenden Titel: „Geist des Katholizismus oder Grundlegung der christlichen

Irenik". Ireniker war Schmid durch und durch. 1834—36 hatte er bei Schlosser in Heidelberg auf Stift Neuburg geweilt, ein Hauch der Romantik hatte den ehrlichen Schwaben getroffen. Katholisch will er sein und bleiben, aber es soll ein auf das Evangelium gegründeter, religiöser Katholizismus sein, die hochkommende ultramontane politische Strömung lehnt er ab, indem er die Alternative stellt: „Ultramontan oder katholisch?“

So blühte der neue Zweig am Baum der Hochschule, zumal als seit 1838 auch Nassau seine katholischen Theologen nach Gießen schickte. Mit der Kirche herrschte zunächst völliges Einvernehmen, der Mainzer Bischof J. V. Burg war eifrigster Förderer der Fakultät, auch der Kölner Erzbischof Geißel stellte sich freundlich, Fulda, damals in Streit mit der kurhessischen Regierung wegen Errichtung einer katholischen Fakultät in Marburg, stellte den Besuch kurhessischer Theologen in Aussicht. Langsam aber, dann stetig sich steigend, setzt die Minierarbeit der Gegner, vorab der Jesuiten, bemerkbar ein. Im Schoße der Fakultät selbst spielt Riffel die Judasrolle, der Triumph der Ultramontanen in Kurhessen über Marburg schwellt die Segel, in Mainz hegt der Dombherr Lennig, man spielt das Seminar in der katholischen gegen die Universität in der protestantischen Stadt aus, als Riffel 1841 tatsächlich wegen moralischer Unlauterkeit, formell wegen Störung des konfessionellen Friedens in seinen Vorlesungen entfernt werden mußte, feierte die von ihm und seinen Freunden dirigierte Parteipresse ihn als Märtyrer katholischer Lehrfreiheit im protestantischen Gießen, wozu das Ungeschick der Behörde in der Formulierung des Absetzungsgrundes leider eine nur zu bequeme Handhabe bot. Die Diözesangeistlichkeit petitionierte bereits bei dem neuen Mainzer Bischof Kaiser um Verlegung der Fakultät nach Mainz, auch die deutsch-katholische Bewegung wurde ihr in die Schuhe geschoben, der geforderte Besuch philosophischer und historischer

Vorlesungen bei protestantischen Dozenten galt als konfessioneller Zwang. Dann brachte das Freiheitsjahr 1848 drei vernichtende Schläge: Nassau kündigte die Studiengemeinschaft, das Ministerium Jaup gewährte akademische Freizügigkeit, hob sowohl die Vorschrift, zwei Jahre an der Landesuniversität zu studieren, als überhaupt die Notwendigkeit eines dreijährigen akademischen Studiums auf, und endlich starb Bischof Kaiser, der treue Schützer der Fakultät. Ihr Schicksal war jetzt besiegelt. Die Jaup'sche Verordnung war gedacht als freiheitliche, wirkte aber, wie heute etwa der auch unter dem Deckmantel der Freiheit eingebrachte Toleranzantrag wirken würde, Fakultät und Staat verloren den Steuerhebel aus den Händen. Der Versuch, Prof. Leopold Schmid zum Mainzer Bischof zu machen und dadurch wieder die Direktive zu bekommen, scheiterte, die Curie weigerte der Wahl des Domkapitels die Bestätigung, am 25. Juni 1850 wurde Wilhelm Emmanuel v. Ketteler als Bischof eingeführt, am 8. Mai 1851 von ihm die Fakultät als aufgehoben erklärt — die amtliche Mitteilung war unnötig, schon zu Beginn des Sommersemesters 1851 hatte kein katholischer Theologe in Gießen sich blicken lassen. Lutterbeck und Schmid traten in die philosophische Fakultät über, Löhnis, Fluck und Scharpff wurden pensioniert und aus dem Staatsdienst entlassen.

Das Spiel war zu Ende, Mainz triumphierte über Gießen, das Seminar über die Hochschule. Wird Hessen eine Auferstehung des Toten erleben? Der Schleier deckt die Zukunft, ihn lüften zu wollen, wäre vermessen, aber vielleicht darf man es als Auspizium werten, daß die kanonistische Grundlage des ganzen Vorgehens gegen die Hochschulen, die Berufung auf das Tridentiner Seminardekret, gerade von katholischer Seite als irrig erwiesen wurde, indem jenes Dekret Universitätsbildung der Priester nicht bekämpft, sondern voraussetzt. W. Köhler.

F. C. Lauffhard.

1758—1822.

Das Jahr 1775, das der Gießener Hochschule den Professor der Theologie Bährdt nahm, gab ihr den Studenten der Theologie Lauffhard. Am 5. Mai schrieb er sich als Fridericus Christianus Henricus Lauffhardus Palatino-Wendelshemiensis in die Matrikel ein. Bis Ostern 1778 ist er Gießener Student gewesen. In diesen Jahren hat er sich als einer der schlimmsten Vertreter des sogenannten renomnierten Studententums des 18. Jahrhunderts gezeigt, das innerlich und äußerlich verwahrlost, im Raufen und Saufen, in der Anzucht des Wortes wie der Tat seine Stärke suchte und sich dadurch als bevorrechteter Stand zu behaupten trachtete. Ein Rousseauischer homme de la nature et de la vérité von der unerquicklichsten Art hat er später in seiner Lebensgeschichte (1792—1802) mit schamloser Offenheit den ganzen Schmutz seines verlotterten Daseins „zur Warnung für Eltern und studierende Jünglinge“ enthüllt und dabei auch einen Beitrag zur Charakteristik der deutschen Hochschulen geliefert. Mit der Aufklärung, in deren Troß dieser begabte, auch kenntnisreiche, aber so rohe wie gehässige Schmähschreiber gehört, hat er die Feindseligkeit gegen die Universitäten gemein. Hatte schon vorher Leibniz vorgeschlagen, sie ganz verfallen zu lassen, so erschienen sie gar dem aufgeklärten Pädagogen Salzmann wie stehende Wasser, von denen sich Krankheit und Tod über die ganze Nachbarschaft verbreitet (1780). Aber auch die ältesten Szenen von Goethes Faust, die ungefähr zu derselben Zeit gedichtet sind, da Lauffhard seine üblen Erfahrungen machte, geben uns ein Bild sowohl von studentischer Rohheit wie von der kümmerlichkeit akademischer Weisheit.

Nachdem Lauffhard noch die Universitäten Göttingen und

Halle kennen gelernt hatte, suchte der völlig Haltlose im Heere Friedrichs des Großen ein Unterkommen (1783). Als preußischer Musketier hat er dann die Campagne in Frankreich (1792) und die Belagerung von Mainz (1793) mitgemacht, um sich darauf als Mitglied der Revolutionsarmee, eines Emigrantenkörpers und schließlich der Reichsarmee, die er 1796 in einer kleinen Schrift geschildert hat, an den Zeitereignissen zu beteiligen. 1795 kehrte er nach Halle zurück, wo er seine wissenschaftliche Tätigkeit wieder aufnahm und alte und neue Sprachen lehrte; 1804 erhielt dann der Pfälzer Pfarrerssohn eine Pfarrstelle zu Weitzrodt im Saardepartement. Drei Jahre später wurde er seines Amtes wieder entsetzt. Bis 1811 läßt sich seine mannigfaltige schriftstellerische Wirksamkeit verfolgen, die fast durchweg seinen literarischen Sansculottismus bekundet. Für die Universitätsgeschichte von einer gewissen Bedeutung ist sein satirischer Roman: Annalen der Universität Schilda oder Bockstreich und Harlekinaden der gelehrten Handwerksinnungen in Deutschland (1798/99), ferner seine literarisch noch tiefer stehende Schnurre Eulerkappers Leiden und Freuden und tragisch-komische Geschichte, die auf Gießener Erinnerungen beruht, zugleich ein Seitenstück zu Kortums weit witzigerer Jobiade, die entstanden ist (1784). Am 28. April 1822 ist Lauffhard als Privatlehrer zu Kreuznach in den dürftigsten Verhältnissen gestorben: bis zu seinem kläglichen Ausgang das Opfer seiner Zucht- und Haltlosigkeit, der Vertreter eines in Rohheit und Gemeinheit verfunkenen Geschlechtes, dem eine ästhetische Erziehung besonders nottat.



Lauffhard.

20 Jahre früher entstanden ist (1784). Am 28. April 1822 ist Lauffhard als Privatlehrer zu Kreuznach in den dürftigsten Verhältnissen gestorben: bis zu seinem kläglichen Ausgang das Opfer seiner Zucht- und Haltlosigkeit, der Vertreter eines in Rohheit und Gemeinheit verfunkenen Geschlechtes, dem eine ästhetische Erziehung besonders nottat. J. Collin.

Der Gießener Student in den alten Disziplinarstatuten.

Das Strafgesetzbuch ist ein Kulturmesser für die Objekte der Gesetzgebung, aber nicht nur für sie, auch für den Gesetzgeber selbst. So steht es auch mit den Disziplinarstatuten, die für die Studierenden unserer Universität erlassen wurden. Auch sie lassen verfolgen, wie sich

die Anschauungen von den Aufgaben des Staates mit den Zeiten wandelten, wie die Erziehungswut des patriarchalischen Systems abgelöst wird von der Reglementierungssucht des Polizeistaats, bis man zu begreifen begann, daß der Staat der Menschen und nicht die Menschen des Staates wegen da seien.

Im Jahr 1779 wurden die „auf der Universität Gießen sich aufhaltenden Studenten“ zum erstenmal mit einem ausführlichen Verzeichnis aller ihrer Pflichten in deutscher Sprache beglückt, gerade ein Jahrhundert später wurde das Universitätsgericht aufgehoben. Im Jahre 1779 wurde noch gesagt, daß es nicht mehr Ausflucht sein solle, daß die bestehenden Gesetze schon aus dem vorangehenden Jahrhundert stammten. Spätere Statuten brauchten diese Versicherung nicht mehr zu geben. Die Lust der Zeit am Gesetzmachen zeitigte in den ersten Jahrzehnten dieser Epoche eine Strafgesetzsammlung nach der andern. Jenes erste Statut mußte noch versichern, daß hier alles „dem aufgeklärten Geist der Zeit gemäß auf die jetzigen Sitten anwendbar und so beschaffen sei, daß es ohne alle Ausflüchte genau und buchstäblich befolgt werden“ könne. Die weiteren Sammlungen schenken sich solche Proömia, zeigen aber durch die Schnelligkeit, mit der sie die Vorgänger ablösten, daß man mit dem Geist der Zeit — und welche Zeit hätte keinen Geist — vorwärts zu schreiten suchte.

Das Ziel des Ganzen? Es ist wesentlich der Kampf mit dem „Gespenst, genannt akademische Freiheit“, so nur allzu leicht den tugendhaften Jüngling, die Hoffnung der Seinigen, die künftige Stütze des Vaters, wie ein Irrlicht von der rechten Bahn in den Abgrund verführt. Glückselig werden sie gepriesen, die Studenten von 1779, da ihnen im Druck ihr Gesetz, die „feste und unwandelbare Richtschnur“, gegeben wurde, wonach sie ihre „Handlungen einrichten und selbst beurteilen“ konnten. War es doch in deutscher Sprache gegeben, weil die Muttersprache stärker ans Herz redet, wie der beginnende Zweifel an der lateinischen Schulung der Studenten sich freundlich ausdrückt. Alles sollte erschöpft, nichts übergangen werden in dem Gesetz zum Besten derer, zu denen es sprach.

Das war schwer. Denn was konnte der Gesetzgeber voraussehen? Noch nicht einmal die 10 Gebote.

Gedenke des Sabbattages, sonst — bekommst du Karzer. Das ist das erste Gebot, das die aufgeklärte Regierung erläßt. Und den Gottesdienst, dem der Sonntag geweiht ist, stört alles, was von werktäglicher Arbeit da geschieht. Erst 1815 hat man den Begriff des Gottesdienstes enger gefaßt, und nur die Störungen der Kultushandlungen selbst durch Androhung von Strafen verboten. In dieser jüngeren Gesetzgebung wurde man milder auch mit dem zweiten Gebot, das dem zweiten vom Berge Sinai entspricht. Unter Mißbrauch mit dem Gottesnamen wurde nicht mehr wie zuvor alles Fluchen und Schwören und das Ausstreuen epikurischer Sätze verstanden. Nur wer sich durch irreligiöse und unsittliche Reden öffentlich auszuzeichnen suchte, der verfiel der Strafe. Die Strafe war honett, dem akademischen Bürger allein vorbehalten. Sie trug auch einen schönen Namen, das Wort „Incarceration“ war glücklich erfunden; aber seit 1811 war sie ungemütlich geworden: war vorher wenigstens nachts noch einer Person gestattet, bei dem Delinquenten zu weilen — es war nicht ausdrücklich gesagt, daß es ein Kommilitone sein mußte — so war seitdem überhaupt jeder Besuch verboten.

Vom Sabbattag zum Werkeltag. Oberstes Gesetz: nicht schwänzen. Freilich, hier wird vorsichtiger verfahren. Mahnung des Lehrers, ernstliche Erinnerung des Rektors gehen zuvor, Strafe durch den Senat folgte erst für den Hartnäckigen, aber dann schließlich auch die Relegation, „auf daß die Faulheit nicht anstecke“. Doch was nützte das viel, wenn immer Ferien waren. Ein weiser Gesetzgeber sah an die Kürze des Jahres und die Länge der Ferien, die man sich gab, und siehe, er gebot: erst am Sonnabend vor der Charwoche und im Herbst vor der Michaeliswoche dürft ihr reisen, sonst wird euch das Semester nicht angerechnet. Wie man denen Professoribus die Möglichkeit nahm, die Hörer des Wortes im Stiche zu lassen, oder ihnen die ver-

sprochenen und bezahlten Collegia nicht zu Ende zu lesen, davon zu reden ist hier nicht der Platz. Wohl aber ist in unseren Statuten zu finden, wie man die Professoren zu schützen suchte gegenüber unberechtigten studentischen Eigentümlichkeiten. Die pünktliche Bezahlung der Kollegienelder wurde garantiert; diese wichtige Einnahmequelle steht an erster Stelle unter den Schulden, die privilegiert waren, das heißt das Privilegium besaßen, wirklich bezahlt werden zu müssen. Und strafte man auf der einen Seite das Schwänzen, so verhinderte man doch auch das Schinden. Wer mehr als dreimal derselben Vorlesung lauscht, der muß zahlen. Auch ziemt es den Jüngern der Wissenschaft, sich eines gesitteten Benehmens zu befleißigen, vor allem an den Stätten der Musen. Vermag ein Hund die weisen Lehren des Hippokrates zu würdigen? oder ist das Tabakrauchen von Nöten zur Ergründung des Geistes der Zwölftafelgesetzgebung? Hund und Pfeife, beide sollen draußen bleiben. Die Pfeife soll in den Auditorien überhaupt nicht offen hingestellt werden, und wie ein späterer Erlaß noch feststellt, auch in die Privatwohnung des Professors soll die brennende Pfeife den Studenten nicht begleiten, der Hauskittel vermag dem Professor von seinem Ansehen nicht das Geringste zu nehmen.

Das fleißige Lernen soll den künftigen Lehrer und Richter „zur Uebernahme seiner späteren Stellung geschickt“ machen; der Fleiß ist aber auch ein Schutzmittel, da Müßiggang ja aller Laster Anfang. Vor allem: der fleißige Student trinkt nicht so viel. So hofft wenigstens der Gesetzgeber. Aber freilich, die alte durch Tacitus geheiligte Tradition der Germanen wirkte selbst auf den fleißigsten Philologen ein. Mit Mahnungen und Strafen suchen die Wächter der guten Sitte bei der jungen Generation zu verhindern, was sie selbst wie ihre Väter nicht hatten lassen können. Trunkenheit soll bei Vergehen nicht ein mildernder, sondern ein erschwerender Umstand sein. Wer andere zum Trunk verleitet oder gar nötigt, das vorgetrunkene Quantum nachzutrinken, der soll als „Verführer und Entehrer der Menschheit“ streng bestraft werden. Im Jahre 1815 hat man „das sogenannte Commercieren, wobei eigends hierzu bestimmte Lieder gesungen und Hüte durchstochen werden“, unter Strafe gestellt. Auch wandte man



G. Haberkorn,
der letzte Gießener Universitätsrichter.

sich wohl überhaupt gegen das viele Feiern. Wenn ein Rektor gewählt wird, wißt Ihr, daß er nachsichtiger sein wird? Wenn ein neuer Professor kommt, wird er im Lehren tüchtiger, im Prüfen wohlwollender sein? Wenn ein alter weggeht, kennt man den Nachfolger? Das Gesetz verneint alle solche Fragen, wenigstens verbietet es, diese Ereignisse zu feiern. Im Jahre 1835 hat man den Frühschoppen überhaupt zu verhindern gesucht, indem man den Besuch von Wirtshäusern an Vormittagen gänzlich und sogar an den Nachmittagen zu den Kollegzeiten verbot. Aber schließlich hat doch der Riese Durst den Zwergen Karzer bezwungen, und man hat aufgehört zu verbieten, was man nicht verhindern konnte.

War das Trinken ein Laster, so war das Spiel an sich nur ein Teil jener Ergänzungen, von denen einige erlaubt, andere verboten sind. Erlaubt war vor allem, was dem Staat etwas einbrachte. Spielen auf dem öffentlichen Billard war gestattet, als „dem Endzweck eines Studenten nicht zuwiderlaufend und die Gesundheit befördernd“; anderes Billard war verboten. „Kommerzspielen in gestempelten Karten“? Gern. Hazardieren? Nein. Sollte auch nur der Kaffee herausgeknoelt oder das freie Traktament durch Pharaos, Quindecis, Lansquenets, Bieribi, Trischack oder ein anderes Spiel gewonnen werden, beim erstenmal trug das schon Logement im Karzer für 8 Tage ein. Uebrigens hat der Staat später, als er die öffentlichen Banken in Naheim und Homburg zuließ, und aus ihnen die Luxussteuer auf die Dummheit bezog, doch seine künftigen Staatsmänner und Lehrer nicht um dieses Sündengeld schröpfen wollen

und ihnen die Beteiligung an diesen heftigen Staatslotterien verboten. Erfreulicherweise gab es bei dem verbotenen Spiel der Studenten einen Teufel, der immer gewann. Das waren die Pedelle. Entdeckten sie ein Spielchen, so ließen sie mit sich reden und spielten in ihrer Art ohne Karten mit. Und als die Disziplinarbehörde, die die hohen Krämpfe in der Hand hatte, ihnen für jede Denunziation 10 fl. bot, da mögen die Studenten manchen Stich verloren haben, die Pedelle nicht.

Wozu denn auch dies Spielen? Es gibt ja doch so viel Schöneres auf der Welt. Sacht stets und bedacht stets ist Lebens Hochgenuß. Serenissimus haben allergnädigst Euch die Jagd gestattet „auf dem Felde zwischen Gießen und Wiesfeld, auf dem Klein-Linneser Cent-Bann, wie auch auf der Koppel-Huth zwischen Gießen und Klein-Linnes“. Und wenn Schonzeit ist, so geht schön spazieren auf dem Wall, aber nicht in großen Haufen, da gibt es Unfrieden, nicht nach Vorschluß und bei namhafter Strafe nicht mit der Tabakspfeife im Mund. Bleibt schön in der Nähe, die Bierdörfer sind vom Uebel. Der Weg kostet Zeit, der Aufenthalt kostet Geld. Und wer es dennoch tut — der Rektor ruft sein Quos ego, und statt des Dreizacks schwingt er das akademische Strafgesetzbuch. Erst recht sollt Ihr meiden Zusammenkünfte und Tanzplätze in und außerhalb der Stadt, welche ihrer Zusammensetzung nach nicht bestimmt sind für die höheren und gebildeteren Stände. (Das Gesetz von 1835 sagt kurz und stolz: für die gebildeten Stände.) Dagegen sind gestittete Bälle in anständiger Gesellschaft höchlich geeignet, die „an Tugenden und Fleiß miteinander wetteifernden Jünglinge täglich liebenswürdiger“ zu machen. Und wenn es sich dann fügen sollte, daß ein Ständlein von nöten, so verkündigt es vorher — o heilige Göttin der Liebe! — dem Rektor und dem Schuzmann. Dann mögt Ihr singen und spielen, bis es anfängt allzu hübsch zu werden. Pünktlich um elfe ist Schluß; dann geht nach Haus und schläft, und träumt nicht von Maskenscherz mit der, die ihr besangt, denn alle Mummereien sind durchaus verboten. Der unerlaubte Umgang mit Frauenspersonen wird „nach Umständen“ bestraft. Und was die arme filia hospitalis betrifft: lieb' Elternhaus magst ruhig sein; Bruder Studio darf ihr getroßt den Kopf verdrehen. Heiraten muß er sie nicht. Eheversprechen sind ungiltig, und selbst vollzogene Ehen werden nach dem bis 1811 geltenden Statut wieder geschieden, wenn der Vater die Partie nicht für standesgemäß hält und er seine Zustimmung nicht geben will.

Von der Nervosität des schwachen und darum ängstlichen Staates den Verbindungen gegenüber lasen wir in dieser Zeitung an andrer Stelle. Auch das im Jahre 1847 erlassene Verbot der Zusammenrottungen und der sogenannten Studentenauszüge weist auf die mehr politischen Fragen hin. Allzu enge Verbindung unter den Studenten schien gefährlich, das Gegenteil aber war natürlich auch vom Uebel. Gegen das Insultieren, gegen Raufen und Balgereien tauchen immer wieder ausgiebige Bestimmungen auf. Und

die Genauigkeit, mit der die Quellvergehen behandelt werden, beweist, einen wie großen Raum im Leben der Studenten diese Art männlicher Betätigung einnahm. Aber principiis obsta, dachte der Gesetzgeber, und gebot: Rinder, neckt Euch nicht. Werft nicht mit Apfelschalen und stupft nicht einander, vermeidet auch, Anstoß zu geben zum Necken: kleidet Euch nicht auffallend, geschweige denn unanständig, führt Euch nicht in Versuchung und geht nicht mit offener Wehr.

Dem schmutzig-lieblichen Städtchen gegenüber und seinen Bewohnern denkt daran, daß Ruhe die Höflichkeit der Studenten ist. Lärmen und Peitschenknallen auf der Straße ist lästig und strafbar, ganz unangänglich ist Schießen in der Stadt oder das Legen von Kanonenschlägen. Schreien und Singen auf der Straße, wem macht es Spaß? Und wenn es Schmähslieder und Rassenmusiken sind, einerlei ob sie einem Mitglied des hochweisen Senats oder einem biederen Bürger gelten, sie sind verboten.

Andere Bestimmungen zum Schuze der Bürgerschaft schlossen sich dem an. Tabakrauchen schien gefährlich, ebenso das Tragen brennender Fackeln, selbst wenn der Träger noch nicht schwankte und keine Sumpfe auf den Straßen ihn zu Sprüngen und Biegungen zwangen. Laternen und Fensterscheiben, die schon vor 100 Jahren ihre eigentümliche Anziehungskraft besaßen und den jungen Menschen zur Vernichtung alter Werte reizten, sie wurden für unverleßlich erklärt und ebenso auch die weniger zerbrechlichen, aber ebensoviel angegriffenen Hüter der segensreichen Himmelstochter, vor allem die Nachtwächter, aber auch Chauffeeeinnehmer und Acciseerheber. Der Gesetzgeber hielt es für nötig, daß man an einem Studenten vorbeigehen könne, ohne angehalten zu werden, daß der Postwagen sich ohne Behinderung durch die übermütigen Gefellen seiner Pflichtenlast entledige. Darum: Strafe für jede Störung des Verkehrs. Der Bürger soll durch die Universität nicht leiden und sein Geldbeutel auch nicht. Das Schuldenmachen war dem Studenten nicht ganz zu verbieten, etwas Kredit wurde ihm zugestanden. Aber neben dem, was außer den Professoren die Ärzte, Apotheker und Vermieter zu fordern hatten, waren die bei anderen Lebewesen kontrahierten Schulden nur bis zu einer gewissen Höhe geschützt. Wer einem Studenten für mehr als 1 fl. Stiefel wuschte, einem Kommilitonen mehr als 5 fl. lieh, Kaufmannswaren für mehr als 12 fl. stundete, der konnte selbst sehen, wie er zu seinem Gelde kam. Das Pfandnehmen von Studenten wurde bestraft, bei Juden sogar mit dem Verlust ihres Schuzrechts.

Die Gattung des stillen, fleißigen, braven Studenten sollte erzogen werden, wenn möglich aus jenem Mittelstand geistiger Fähigkeiten, dem das Wohlwollen der Redlichen — der Begriff ist schon recht alt — von vornherein sicher ist. Rektor, Kanzellarius, Dekane und Professoren verheißen ihm für seine Tugenden den Dank des Vaterlandes und den Segen des Himmels. „In ungestörter Zufriedenheit verfließen seine Tage, und heiter geht er in ein besseres Leben über.“ Er ruhe in Frieden! Ernst Vogt.

Aus der Frühzeit der Ludoviciana.

Mit großer Liebe und Sorgfalt, mit viel Geschick und Umsicht war von Landgraf Ludwig V. die Gründung der Universität Gießen in die Wege geleitet worden. Namhafte Gelehrte hatte er für seine Neugründung zu gewinnen gewußt, seine Hochschule reichlich mit Privilegien ausgestattet und ihr die nötigen „Institute“, damals allerdings nur vier, die alle wenig Raum beanspruchten — das anatomische Theater, das chemische, richtiger pharmazeutische Laboratorium, das astronomische Observatorium und den botanischen Garten — angegliedert. So ist es denn kein Wunder, daß ein großer Zufluß von Studenten zu verzeichnen war und gleich die ersten 10 Jahre der Universität als eine Blütezeit gelten können, wie denn auch die zahlreichen Disputationen und Promotionen beweisen, daß der Unterricht gute Früchte zeitigte. Aber fast genau mit dem Beginn des großen unheilvollen Krieges setzte ein fortschreitender unaufhaltsamer Verfall ein, der anhält

bis zur Verlegung nach Marburg im Jahre 1624. Einigermaßen auf der Höhe hielt sich allein die theologische Fakultät. Nur tritt, dem Geist der Zeit entsprechend, die Polemik stark in den Vordergrund. Medizinische Vorlesungen wurden überhaupt nur „jeweilen“, d. h. wenn überhaupt Studenten da waren, gehalten. Im Winter 1623/24 zählte die Fakultät gar nur noch ein Mitglied, und das war — der Botaniker Jungermann. In demselben Semester lieft der Jurist Hunnius über die neueste Verfassung des römischen Reiches verglichen mit den Pandekten.

Beim Vortrag wird besonderes Gewicht auf das Diktieren gelegt, das im Visitationsbericht von 1619 direkt empfohlen wird, da sonst die Elemente nicht hinlänglich befestigt werden könnten und auch der Besuch beim Diktieren beständiger sei.

Viel geklagt wird über den Anfließ der Professoren im Lesen. Schon am 27. April 1613 läßt der Landgraf eine lange Mahnung ergehen, regelmäßig zu lesen, da sonst

die Studenten nicht in Gießen bleiben würden. Wenn die Professoren aussetzen müßten, dann sollten sie es wenigstens durch Anschlag bekannt machen. Dagegen nimmt die Professoren ein langes Schreiben vom 26. Mai in Schutz. „Sonstige amtliche Verpflichtungen nötigten zu fortwährender Unterbrechung. Die Studenten, die sich lieber an ritterlichen Übungen und dergleichen hängen als ernstlich studieren wollten, machten durch vieles Schwänzen auch die Lehrfreudigsten verdrießlich.“ Besonders häufig sind diese Klagen seit 1618 und verstummen erst nach etwa einem halben Jahrhundert. Die ganzen uns äußerst befremdlichen Verhältnisse finden zum guten Teile ihre Erklärung dadurch, daß einmal die Professoren allerlei Nebenämter bekleideten, die sie stark in Anspruch nahmen, und zum andern dadurch, daß sie zu sehr auf Nebeneinnahmen angewiesen waren.

Am besten standen sich die drei Theologen, am schlechtesten die Mitglieder der philosophischen Fakultät. Von der Besoldung wurde ein gut Teil in naturalibus ausgezahlt, Getreide, Federvieh, Holz in einer Abstufung und Variation, die gar wunderbar anmutet. Menzer z. B. als der am meisten begünstigte Theolog bezog 18 Malter 10 $\frac{1}{2}$ Mesten Korn, dazu Hafer und Gerste, 2 Hämmel, 8 Gänse, 20 Hühner, 10 Hahnen, 2 Wagen Heu, 400 Bund Stroh, 15 Klafter Holz. Die Philosophen wurden durchgängig mit 5 Mesten Getreide, 10 Hühnern und 10 Hahnen abgefunden. Des weiteren pflegten die Professoren eine Anzahl Studierender zu Tisch (in Brot und Kost) zu haben, die vielfach bei ihnen wohnten und unter ihrer Aufsicht studierten. Leider gingen aber Gehälter und Naturalia gar oft unpünktlich, auch gar nicht ein, sodaß fortwährend beim Landgrafen Beschwerden, Bittschriften und Vorstellungen um Abhilfe einliefen.

Einen weiteren Anlaß zu beständigen Klagen gaben die Kompetenzkonflikte. Bekanntlich hatte die Universität ihre eigene weit ausgedehnte Gerichtsbarkeit, in deren Bereich alles gehörte, was nicht unzweifelhaft kriminal war. Und dieser akademischen Gerichtsbarkeit waren nicht nur alle Professoren und Studenten unterstellt, sondern auch die sogenannten Universitätsverwandten, d. h. alle Bürger, welche den Zwecken akademischen Unterrichts und akademischer Verwaltung dienten, wie Universitätsbuchdrucker, -binder und -apotheker. Natürlich waren damit fortwährend neue Anlässe zu Zwistigkeiten gegeben. Besonders auf dem Kriegsfuße mit der Universität stand der Stadtkommandant Hans Wolf von Weitelshausen, genannt Schrautenbach, ein sehr energischer, impulsiver Herr, der sich nicht immer so genau in den Grenzen seiner Kompetenz hielt, was man ihm allerdings mitunter nicht verdenken konnte, da die akademische Disziplin oft sehr lax gehandhabt wurde, aus Furcht, die Studenten möchten abziehen und sich anderswohin wenden. Ganze Stöße von Akten verraten noch, wie oft und wie energisch beide Teile ihr „gutes Recht“ geltend zu machen versuchten. So angenehm für die Studenten die Ungebundenheit

des Lebens sein mochte, die ihnen seitens der akademischen Behörden verstattet wurde, so gab es doch in der ersten Zeit, in der die Stadt noch nicht für akademische Verhältnisse eingerichtet war, manchen Grund zu berechtigten Beschwerden. Wiederholt wird über die hohen Preise für Wohnung, Bett und Tisch geklagt, sodaß die Visitatoren verlangen, die Mietpreise sollten durch einen vereidigten Taxator geregelt werden, und beim Mittagstisch 4 Stufen festsetzen. Der vornehmste Tisch (Preis, wohl für die Woche, nicht über 50 Albus) soll aus 2 Fleisch, Suppe und Gemüse, dabei dreimal wöchentlich Gebratenes, Bier von 8 Pfennig und Nachtisch (Butter, Käse und Obst) bestehen, der geringste (Preis höchstens 27 Albus) aus einem Fleisch, Suppe und Gemüse, an Sonn- und Festtagen ein Gebratenes, dazu Bier für 5 Pfennig samt Räs und Butter. Über die Getränke klagen die Studenten öfters in besonderen Eingaben, einmal sogar über das ungenießbare Wasser. Die bei den einzelnen Bürgern reihumgehende Braugerechtigkeit wurde bisweilen zur Kalamität; denn, wenn einem sein Bier misraten war, so mußte man sich in Geduld fassen, bis dieser Vorrat aufgetrunken war, erst dann gab es beim nächsten anderes. Aber ob allemal besseres? Importiertes Bier gab es zwar, aber das war für den Durchschnittstudenten zu teuer. Dasselbe galt vom guten Wein; der gewöhnliche war oft gar trüb und nicht zu trinken. Aber sogar die Luft war mitunter nicht zu genießen. Die engen winkligen Gassen und Höfe, in denen die Menschen, durch die hohen Wälle von Licht und Luft abgesperrt, dichtgedrängt bei einander wohnten, der Mangel jeglicher sanitärer Einrichtungen (insbesondere bilden die Latrinen, deren schauervoller Zustand ja noch späteren Geschlechtern viel Anlaß zu Spott und Ärger gab, einen ersten Klagepunkt), das Fehlen jeglicher Straßenreinigung mußten eine Quelle von allerlei Mißständen und Klagen werden. Kein Wunder, daß fast alljährlich bis gegen 1615 eine Seuche ausbrach, besonders schlimm 1613, wo sich für ein halbes Jahr Professoren und Studenten nach allen Himmelsrichtungen zerstreuten.

Trotzdem blühte studentischer Frohsinn in reichem Maße, nur daß der jugendliche Übermut oft gar zu üppig ins Kraut schoß, wodurch es zu allerlei Ausschreitungen kam, zumal seit Beginn des Krieges. Besonders das Rektorat des Juristen Rebelkrä zeichnete sich nach dieser Richtung aus, da er nicht im geringsten dem Treiben der Studenten Einhalt gebot, so daß er allgemein ein Gegenstand des Spottes und Ärgers war. Groteske Blüten des Humors zeitigte schon damals die Fastnacht, gelegentlich auch die Promotionschmäufe. Nicht immer liefen letztere in voller Eintracht ab, wenn die Teilnehmer zuviel des süßen Weins zu sich genommen hatten, ja 1619 kam es sogar zu einer solennen Prügelei unter den Professoren. Doch damit sei von der „alten guten Zeit“ Abschied genommen. Georg Lehnert.

Die Jubelfeier von 1750.

Eine zweite Jahrhundertfeier unserer Hochschule wurde wegen der schlechten Zeiten nicht begangen, wohl aber 43 Jahre nach der glanzvollen ersten das Gedenken an die Rückverlegung der Universität von Marburg nach Gießen nicht vergessen. Am 15. Mai 1750 fand eine allerdings nur kleine Feier statt, über die sich in der Universitätsrechnung folgende 2 Posten finden: „12 fl. sind bei Begehung des Jubilaei restaurationis academiae den 15. May an Speisen verzehrt“ und: „Demnach verordnet worden, daß dem Directori musices Herrn. Bieler wegen der bey Gelegenheit in memoriam restaurationis academiae d. 15. May a. c. gehaltenen solennen oration aufgeführter Music und damit Abends in Consistorio gemachter Aufwartung, davor eine douceur von zwölf Gulden gemacht werden solle, so kann Herr Deconomus Ostwald demselben solche gegen Quittung auszahlen.“

Nach dem Berichte von Heinrich Christoph Nebel im hessischen Hebpfer Stück 47 (Gießen 1751) hat sich die Feier in der Tat in keinem größeren Rahmen abgepielt.

Er sagt S. 665: „Am darauf folgenden Tage versammelten sich sämtliche Herrn Professores um 10 Uhr in dem akademischen Consistorio, verfügten sich gegen halb 11 Uhr in das Auditorium sollemne, nahmen unter einer angenehmen Music ihre gewöhnliche Plätze ein, und ich hielt nach geendigter Music vor einer ansehnlichen Versammlung eine Rede de mutuis academiae & reipublicae auxiliis. Wovon in dem Gießischen Wochenblatt S. 251 f. ein Auszug zu finden stehet. Nach geendigter Rede fing die Music wieder an, unter welcher alle Anwesende auseinander und die Professores nach Hause gingen. Gegen 5 Uhr nachmittags kamen diese auf Einladung des Herrn Rectoris und dazu genommene Abrede in dem Consistorio wieder zusammen, erfreuten sich unter einer abermaligen Music über den bis hieher fortdaurenden Wohlstand der Academie und genossen die Früchte einer erwünschten Ruhe unter dem Schutz ihres Durchlauchtigsten Landes-Vaters. Womit sie diese Feyerlichkeit vergnügt beschloßen.“ Emil Heuser.

Wilhelm Trautschold.

Bei der deutschen Jahrhundertausstellung des Jahres 1906 kamen merkwürdige Dinge zutage: Menzel malte „Impressionen“, als der große französische Impressionist Manet ein Knabe war. Und vor den Landschaftlern von Barbizon malte der Buchholz, den man in Weimar verhungern ließ, malte Kaspar David Friedrich, malte Rohden, malte Rottmann „paysage intime“. Und diese Leute waren nicht etwa Ausnahmen, sondern erwachsen aus reichem Kunstboden, und dieser Kunstboden lag überall in Deutschland auch abseits von den großen Zentren — Heimatkunst! Das zeigte sich bei den vor der Berliner Ausstellung zur Sichtung des Materials veranstalteten lokalen Ausstellungen.

zahlreichen Porträtaufträgen ihren Ausdruck fand. Diese Professorenbilder zeigen alle ein kräftiges Talent für physiognomische Charakteristik und bilden so für die Geistesgeschichte unserer Hochschule wertvolle Denkmäler, die in dieser künstlerischen Form zu schätzen eigentlich unsere Zeit erst wieder anfängt, nachdem jahrzehntlang die Photographie allein geherrscht hat. 1843 wird Trautschold zum Universitätszeichenlehrer ernannt, scheint aber diese Tätigkeit nicht wirklich ausgeübt zu haben. Statt der gewünschten 600 fl. erhielt er nur 200 fl. Gehalt, und ein feinen Wünschen entsprechendes Unterrichtslokal wurde ihm auch nicht gewährt. So zog er es vor, ohne ein Abschieds- oder auch nur Urlaubsgesuch einzureichen, im Mai 1846 Gießen zu verlassen. 1847 ist er in Liverpool, 1848 in Berlin, wo er das Bild Bläfers, des bekannten Rauchschülers, malt, das heute in der Ravenschen Galerie hängt. 1876 ist er dann



Rhenanen auf dem Staufenberg. Nach Trautschold 1843.

Im Mittelpunkte der Gießener Jahrhundertausstellung stand Wilhelm Trautschold, von dem diese Festzeitschrift 6 Bilder wiedergibt.

Ueber Trautscholds Leben ist wenig bekannt. Er ist 1815 in Berlin geboren, war dort um 1832 Schüler Herbig's und ging dann 1836 nach Düsseldorf zu Schadow. Er malte zuerst recht akademisch historische Bilder, Tierstücke, Landschaften mit Staffage, Genreszenen; so erschien 1835 auf der Düsseldorfer Kunstausstellung von ihm eine idyllische Szene im Walde: Der Schweinehirtens Junge bei seiner Herde. Bald aber erkannte er seine eigentliche Begabung und wandte sich fast ausschließlich dem Porträt zu. Gegen 1840 taucht er in Gießen auf und malt das Porträt Liebig's, das im Sommer 1841 im Lokal des Kunstvereins ausgestellt wurde. Er lebte mit seiner Frau, einer Engländerin, in dem Hause Liebig-Strasse 15, das heute dem Justizrat Meß gehört, und erfreute sich in der Professorengesellschaft großer Beliebtheit, die in

wohl in London, das zuletzt sein dauernder Aufenthaltsort gewesen zu sein scheint, gestorben, nachdem er im gleichen Jahre noch das Porträt des Gießener Professors Buff auf der Berliner akadem. Kunstausstellung ausgestellt hatte. Am frischsten und unmittelbarsten wirken seine Darstellungen aus dem Studentenleben, in denen er die schwierige und undankbare Aufgabe des Massenporträts durchaus künstlerisch bewältigt. Welch prachtvolle Burschengestalten schafft er in dem Bilde der Rhenania auf dem Staufenberg; welch feine Gelehrten- und andere Typen auf dem Bilde von Liebig's Laboratorium. Welch himmelweiter Unterschied von den schrecklichen Gruppenphotographien unserer Tage mit dem Bierfaß und den Chargierten in der Mitte!

Eins lehrt uns der künstlerische Wert gerade dieser Darstellungen, und das gilt für jeden Künstler: am größten ist die Kunst, die ihre eigene Zeit, ihre eigene Umgebung in ihrem eigenen Geiste gibt — Heimatkunst!

Christian Rauch.

Bernadotte als Gießener Ehrendoktor.

Am 12. Dezember 1798 übersandte der französische Divisionsgeneral Bernadotte, der damals die republikanischen Okkupationstruppen in Gießen und Umgegend kommandierte, an die Universitäts-Bibliothek ein wertvolles Geschenk. Es bestand aus dem Prachtwerk von La Pérouse, Voyage autour du monde, vier Bänden Text und einem Tafelband, alle in größtem Folioformat, und dem Werk von Bacon-Tacon, Recherches sur les origines celtiques, in zwei Bänden. Begleitet war die Gabe von einem an den Professor der Eloquenz und Bibliothekar Heinrich Christian Schmid gerichteten sehr liebenswürdigen Schreiben, das das Datum trug: Quartier général à Giessen le 22 Frimaire an 7 de la République Française.

Was Stadt und Land während der Besetzung durch die Franzosen zu leiden hatte, ist bekannt. Namentlich waren es die Commissaires und Gardes-Magazin, die in Erpressungen und Gewalttätigkeiten einander überboten. Ihre habgierigen Finger nahmen nicht nur, was zur Verpflegung des Heeres nötig war, sondern griffen auch nach Werken der Kunst und den Schätzen der Bibliothek und der Institute. Schon von den Vorgängern Bernadottes waren ihnen einzelne mit mehr oder weniger Erfolg entgegengetreten, keiner aber hatte der Universität sein Wohlwollen so eifrig bezeugt wie er. Sein Geschenk sollte der letzte Beweis seiner Wertschätzung sein, denn er gedachte am 19. Dezember mit seinen Truppen die Stadt zu räumen.

Eine freundlich gebotene Gabe heißt einen freundlichen Dank, umsomehr, wenn sie kostbar ist. So wurde denn auf Antrag des Rektors, Professors Büchner, vom 12. Dezember beschlossen, an den General „in den verbindlichsten und schmeichelhaftesten Ausdrücken“ ein Schreiben zu richten, das der französische Lektor, Professor Chastel, unter Beobachtung des republikanischen Stils ins Französische übersetzen mußte. Dementsprechend wurde das Schriftstück nach dem republikanischen Kalender datiert und als Anrede „Citoyen-Général“ gewählt. Vor die Unterschriften des Rektors, des Kanzlers und der Dekane traten die Worte: „Salut et très profond respect.“ In „schmeichelhaftesten Ausdrücken“ aber war das Menschenmögliche geleistet.

Wenn dieses Schreiben am nächsten Tage schon von den Professoren Schmid, Crome und Roos dem General überreicht wurde, so hätte man meinen sollen, sei alles und mehr geschehen, als der Fall verlangte. Dennoch bot Crome in der Audienz plötzlich dem Franzosen die philosophische Doktorwürde an, wie er angab, im Auftrage des Rektors. Der General war so gütig, auch diese Ehrung mit lebhafter Freude anzunehmen. Offenbar jedoch wußte er nicht recht, was ein Doctor philosophiae sei, denn er sagte, „daß er sich eine Ehre daraus mache, ein Ehren-Mitglied unserer Akademie zu sein“. Ihn dazu zu machen, ging nun zwar nicht an, aber man beschloß doch, dieser seiner Auffassung möglichst entgegen zu kommen, und brachte auch wirklich im Diplom die Worte „in societatem nostram litterariam cooptare“ an, die in der französischen Ausfertigung Chastel genau nach Wunsch wiedergab: „nous nous faisons gloire de pouvoir l'aggréger dans notre société littéraire comme Membre honoraire de notre Académie etc.“

Dieses Doktordiplom ist überhaupt einzig in seiner Art. In Ausdrücken, die in den volltönenden Superlativen klassischen Lateins noch überschwänglicher klingen, als sie ohnehin sind, wird der Doktorand als berühmter, tapferer Krieger und milder Beherrscher des besetzten Gebietes, als freigebiger Gönner und Freund der Wissenschaften und ihrer Vertreter gepriesen und als Begründung der Promotion besonders seine „rerum historicarum, politicarum, cameralium et statisticarum cognitio“ gerühmt, die — wie er selber meinte — ihn der gebotenen Ehre würdig erscheinen lasse. Den Gipfel der — Rücksichtnahme aber bedeutete der Ersatz der auf den Kaiser und den Landesherrn als die Quellen

der Autorisation hinweisenden üblichen Eingangsworte durch die Phrase „auctoritate ac potestate publice nobis concessa“, die eingeständenermaßen gewählt wurde, um nicht das republikanische Empfinden des Doktoranden zu verletzen. Es ist verwunderlich, daß nicht auch die Regierungs- und Hofrattstitel der Professoren aus dieser Rücksicht im Diplom weggelassen und daß statt des republikanischen Datums doch der 17. Dezember 1798 erscheint. Vielleicht wurde das in der Eile übersehen, denn da Bernadotte ausdrücken wollte, mußte das ganze Verfahren in großer Hast, sogar unter Übergehung des Präliminarvotums der philosophischen Fakultät stattfinden.

Der Dank des Franzosen war, wie zu erwarten stand, schmeichelhaft. Er schloß mit der Versicherung, daß der General schon mit einem Platz auf den Bänken der Studenten zufrieden gewesen wäre. Dennoch enthielt er eine Stelle, die ebenso erhebend für den Gelehrten als schmerzlich für das treue Untertanenherz sein mußte: „La triste et plaintive humanité s'éffraye des préparatifs guerriers. Vous, messieurs, vous jugez profondément les faiblesses humaines; pourquoi vos lumières ne pénètrent-elles pas jusque dans les ténèbres habités par les souverains?“ ruft der Republikaner pathetisch aus.

Das Studium des kleinen Altensaszikels, der über diese Promotion erwachsen ist, läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß Crome die treibende Kraft war. Er, der bei Bernadotte aus- und einging, hat diesem zuerst von dem Doktordiplom gesprochen, denn wenn auch der Rektor schon in seinem ersten Rundschreiben vom 12. Dezember sagte, daß er davon „äußerlich vernommen“, und gleich für alle Fälle um Ermächtigung zur Einleitung des Promotionsverfahrens bat, so konnte er seine Kenntnis doch nur von Crome haben. Dem französischen General selbst lag ja, wie wir sahen, ein solcher Gedanke fern, und Crome war es, der immer wieder zur Eile trieb unter Berufung auf Bernadottes angebliche Wünsche. Er wollte sich zweifellos in dessen Wohlwollen befestigen und fand dabei in seiner übertriebenen Franzosenfreundlichkeit gewiß kein Hindernis. Die Mitglieder des Senats ihrerseits erhoben von vornherein keinen Widerspruch. Auch Schmid war nicht überrumpelt, wenn er auch in seinem Bericht über den Verlauf der Audienz so tut. Er macht jedenfalls gleichzeitig Vorschläge für die Behandlung der Sache und beruhigt sogar selbst die von ihm allein geäußerten Bedenken, daß über diese Promotion gespottet werden könne. Später hat er die Mitteilungen über den Vorgang für Zeitungen und Zeitschriften entworfen und es dabei in dem für die Jenaer Literaturzeitung bestimmten Artikel fertig gebracht, die Beraubung der Bibliothek und anderer Universitäts-Institute durch die Franzosen zu verschleiern.

Wenn man alle Verhältnisse in Betracht zieht, kann man die Vornahme der Promotion an sich verstehen. Die Zeit war nicht danach angetan, ein deutsches Nationalbewußtsein aufkommen zu lassen. Die französische Revolution aber hatte in Deutschland unter den ersten Geistern mächtigen Widerhall gefunden, von Frankreich erwartete man eine Besserung der trostlosen Zustände auch im Reich und die für alles Ausländische so leicht entflammte Bewunderung der Deutschen tat das Übrige. Hinzu kam, daß der vielgewandte Gascogner, der sein Lebenlang es mit allen Parteien zu halten bestrebt war, auch mit allen Bevölkerungsschichten der feindlichen Stadt während seines fünfwoöchigen Aufenthalts sich auf guten Fuß zu stellen verstanden hat. Brachten ihm doch auch die Studenten am 16. Dezember eine solenne Musik dar! Was aber bei dem ganzen Verfahren nicht verstanden werden kann, das ist die in der Form zu Tage tretende Liebedienerei gegenüber dem französischen Republikaner. Wenn man schon in der Sache selbst nicht allseitigen Beifalls gewiß war, so bedeutete die eifrige Schonung der republikanischen Gefühle des Generals und das hierdurch bedingte Abgehen von altherwürdigen Formen

zusamt den Überschwänglichkeiten in der Fassung des Diploms und dessen Ausfertigung in französischer Sprache geradezu ein Aufgeben jeder wissenschaftlichen und persönlichen Würde.

Auf Bernadotte indessen machte dieses Verhalten tatsächlich einen sehr guten Eindruck, der sich nicht nur in dem erwähnten schmeichelhaften Dankschreiben zeigte. Als Crome wenige Monate später im Auftrage seines Fürsten, Ludwigs X., mit dem General, der inzwischen Oberkommandierender in Mainz geworden war, Verhandlungen wegen eines geheimen Neutralitäts-Vertrages zwischen Hessen und Frankreich führte, verdankte er nach seiner eigenen Darstellung den gewünschten Erfolg lediglich seinem ausgezeichneten persönlichen Verhältnis zu dem neuen Gießener Ehrendoktor. Somit hätte das Land einen unmittelbaren politischen Vorteil aus der Promotion gezogen.

Noch zweimal weilte Bernadotte in Gießen. Am 20. September 1805 hielt er, wie das Gieser Anzeigungsblättchen meldet, auf dem Marsche von Norddeutschland nach

Schwaben mit seiner Familie im Gasthaus zur Post kurze Rast, empfing eine Deputation der Universität und „gab ein glänzendes Fest mit vielem Aufwand auf seine eigenen Kosten, wozu mehr als 50 Personen von unseren Honoratioren zugezogen wurden“.

Zwar nicht in seiner Selbstbiographie, wie von diesem Vorgang, wohl aber im Dekanatsbuch der philosophischen Fakultät berichtet Crome von einem letzten Besuch, den der nunmehrige Kronprinz von Schweden auf der Durchreise nach seiner neuen Heimat am 6. Oktober 1810 in Gießen gemacht hat. Auch bei diesem Aufenthalt, den übrigens die Gießener Presse verschweigt, empfing er eine Deputation der Universität.

So hatte der wandlungsfähige Sohn einer stürmischen Zeit auf den Schlachtfeldern Europas und auf den vielverschlungenen Pfaden seiner Politik doch nicht die Beziehungen vergessen, die ihn mit unserer Universität verknüpften, ein Charakterzug, der ihm jedenfalls nicht zur Unehre gereicht.

R. Ebel.

Das Physikalische und Physikalisch-Chemische Institut.

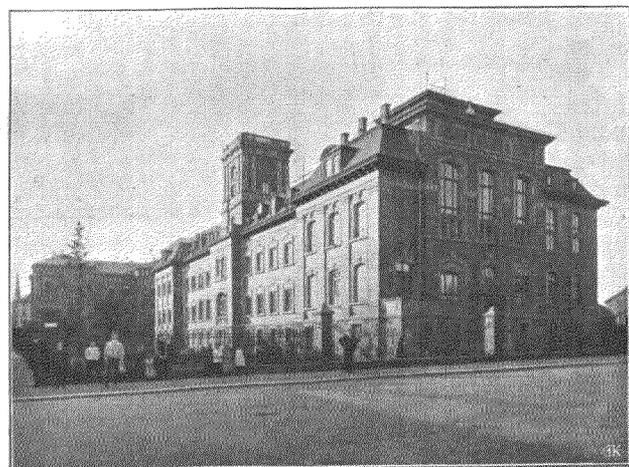
Der Gedanke, Physik nicht bloß zu lehren, sondern auch praktisch ausüben zu lassen, ist wenig älter als 50 Jahre. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden die ersten physikalischen Laboratorien errichtet. In den Akten der Gießener Universität ist der 29. April 1867 als Datum der Gründung des physikalischen Instituts und Seminars verzeichnet. Damals war Heinrich Buff Professor der Physik in Gießen, und im Erdgeschoß seines Hauses an der Frankfurterstraße 10 befanden sich die Räumlichkeiten, die dem physikalischen Unterrichte dienten.

Als 1879 Wilhelm Konrad Roentgen an Buffs Stelle getreten war, konnten der Physik in dem 1880 eingeweihten neuen Auditoriengebäude größere Räumlichkeiten überwiesen und damit das physikalische Institut in die staatlichen Gebäude aufgenommen werden. Ein großer physikalischer Hörsaal wurde an die Rückseite des Auditoriengebäudes angebaut; er hat nach der Verlegung des Institutes als größtes Auditorium gedient, bis er im vergangenen Jahre dem Neubau der Aula hat weichen müssen. Der stetige Fortschritt des naturwissenschaftlichen Studiums überhaupt und die kräftige Entwicklung der Universität führten schon unter Roentgens Nachfolger Franz Himstedt zu der Notwendigkeit, Pläne für ein eigenes physikalisches Institut großen Stiles zu entwerfen. Die vorzügliche Ausführung dieser Pläne in Gestalt des großartigen Neubaus, der 1898—1900 an der Ecke der Goethe- und Stephanstraße errichtet wurde, ist im wesentlichen das Verdienst Otto Wieners, der 1895 nach Himstedts Abberufung die Professur übernommen hatte. Aber auch er verließ Gießen noch vor Vollendung des Baues und erst unter seinem Nachfolger Willy Wien wurde am 19. Februar 1900 der Bau seiner Bestimmung übergeben. Wenige Wochen später übernahm Paul Drude die Professur und das neue Institut, vollendete dessen innere Einrichtung und erfüllte es 5 Jahre lang mit seinem im Lehren und Forschen gleich lebhaften und fruchtbaren Geiste.

Gleichzeitig mit dem Bedürfnis nach einem größeren physikalischen Institute hatte sich die Notwendigkeit eingestellt, für das aus der zweiten Abteilung des chemischen Laboratoriums hervorgegangene physikalisch-chemische Labo-

ratorium geeignete Räumlichkeiten zu schaffen. Seit 1880 hatte die physikalische Chemie, vor allem die Elektrochemie einen neuen Aufschwung genommen. An verschiedenen Universitäten wurden besondere Lehrstühle für diesen Zweig der Chemie gegründet, und die Landesuniversität Gießen schloß sich diesem Vorgehen an. Als erster etatsmäßiger Professor für physikalische Chemie wurde 1891 E. Beckmann berufen; die Arbeitsräume stellte das chemische Laboratorium. Dies blieb auch so, als E. Beckmann 1892 durch E. Lellmann ersetzt wurde. 1893 wurde

E. Lellmann Ordinarius, und es begann die Ausarbeitung der Pläne für das neue Laboratorium. Mitten in seinem Schaffen erlag E. Lellmann am 10. Dezember 1893 einer kurzen Krankheit; sein Nachfolger wurde R. Elbs. Inzwischen waren die durch Liebigs Tätigkeit geweihten Räume des alten chemischen Laboratoriums frei geworden, und das physikalisch-chemische Laboratorium siedelte vorläufig in die Liebigsstraße über, wo es sich mehr ausdehnen und eine größere Anzahl Praktikanten aufnehmen konnte; im Sommer 1899 folgte dann der Einzug in den stattlichen Neubau.



Physikalisches und physikalisch-chemisches Institut.

Dieses Gebäude beherbergt im Süd- und Hauptbau das physikalische Institut, im Nordflügel das physikalisch-chemische Laboratorium. Beide Institute sind durch eine Brandmauer völlig getrennt, eine Verbindung ist nur im Sockelgeschoß vorhanden, welches Heizungsanlage, Werkstätte und Maschinenraum für beide Institute enthält. Eine Dynamo, angetrieben durch einen 16 pferdigen Gasmotor, erzeugt den gesamten Bedarf an Licht- und Arbeitsstrom. Es ist ausschließlich elektrische Beleuchtung eingerichtet; den Strom liefert teilweise unmittelbar die Dynamo, teilweise eine durch die Dynamo zu ladende Akkumulatorenbatterie; von dieser führt auch ein Kabel hinüber ins Kollegiengebäude zum Betrieb der dortigen Projektionslampen, wofür der 70 voltige Strom zweckmäßiger ist, als der 220 voltige des städtischen Betriebsnetzes. Die Werkstätte ist gut ausgestattet; ein Elektromotor besorgt den Antrieb der größeren Arbeitsmaschinen.

Die physikalische Abteilung enthält in ihrem Obergeschoß in der Mitte des nach der Stephanstraße gelegenen Flügels den mit 120 Sitzplätzen ausgestatteten großen Hör-

saal; er hat Oberlicht und drei große Seitenfenster, selbsttätige Verdunkelungs-Vorrichtungen und ist mit allen erforderlichen Einrichtungen, Gas, Wasser und Elektrizität, Saugluft- und Preßluft-Leitungen und drei Projektionsapparaten auf das Beste ausgestattet. Neben dem Hörsaal liegt ein kleiner Vorbereitungsraum und ein großer für die Vorlesungssammlung bestimmter Saal. Die übrigen Räume des Obergeschosses, auch der Korridor, dienen dem Anfänger-Praktikum, das von Drude mit großer Sorgfalt und in ungewöhnlicher Ausdehnung hier eingerichtet worden ist. Im Untergeschoß liegt ein kleiner Hörsaal, Bibliothek, Direktorzimmer und eine Reihe von Räumen für wissenschaftliche Arbeiten, u. a. ein geräumiges Experimentierzimmer für Versuche, die große Mittel erfordern, und ein großer Saal für Präzisionsmessungen. Unter dem letzteren liegt im Sockelgeschoß ein vorzüglicher Arbeitsraum für Versuche bei nahezu konstanter Temperatur. Das Sockelgeschoß enthält außerdem die Dienervohnung, während eine Assistenten-Wohnung im Dachgeschoß untergebracht ist. Auch die Geschosse des 24 Meter hohen Turmes sind als Arbeitsräume zu verwenden; andererseits gestatten Klappen in den Fußböden die ganze innere Höhe des Turmes für Versuche auszunutzen.

Das physikalisch-chemische Laboratorium enthält eine Dienstwohnung für einen Assistenten und eine für den Diener, ein Arbeitszimmer für den Direktor und eins für den ersten Assistenten, einen Hörsaal für 42 Zuhörer und 4 Arbeitsstühle mit 34 Arbeitsplätzen für Praktikanten. Ferner ein Wagezimmer, ein Dunkelzimmer, ein Zimmer für elektrische Messungen, für Gasanalyse, für Verbrennungen und eine Reihe kleinerer Nebenräume. Bei der gesamten Einrichtung hat die Elektrochemie besondere Berücksichtigung gefunden; drei Viertel aller Arbeitsplätze sind für elektro-chemische Arbeiten auf dem Gebiete der unorganischen und organischen Chemie eingerichtet. Der Arbeitsstrom wird von einer besonderen 9zelligen Akkumulatorenbatterie mit einer oberen Entladungsstromstärke von 600 Ampere geliefert, die jeder der 40 Zapfstellen Strom von 4 Volt, 6 Volt und 8 Volt Spannung mittels einer 4drähtigen Leitung zuführt und durch einen Umformer von der Hauptdynamo aus geladen werden kann. Diese einfach und bequeme Einrichtung hat sich in 7jährigem Betriebe bewährt; ihre schwache Seite, die ungleichmäßige Beanspruchung der einzelnen Zellen der Akkumulatorenbatterie, hat bisher zu keinen Störungen Anlaß gegeben.

W. König. R. Elbs.

Kirchenrat Engel.

Eine der populärsten Gießener Persönlichkeiten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war „das Kirchenrätchen“ Engel oder „das Engelche“ († 1864). Er war so klein, daß er kaum um Haupteslänge über die Kleinkinderschar hervorragte, wenn er ihr in der neuen (jetzt abgebrochenen) Turnhalle in der Südanlage die Weihnachtsansprache hielt. Aber um die Augen und die Mundwinkel seines glattrasierten, treuherzigen Gesichtes spielten jene verräterischen Fältchen, die den urwüchsigen Humoristen abnen ließen. Er sprach mit den Bürgern in ihrem heimischen Dialekt und wußte um jedermanns Leiden und Freuden schon deshalb eingehend Bescheid, weil er mit staunenswerter Pflichttreue bei sämtlichen Tauf- und Hochzeitschmäusen bis zuletzt wacker aushielt. In den dreißiger, vierziger und fünfziger Jahren war es undenkbar, daß man von jemand anders getauft, getraut oder begraben wurde, als vom „Engelche“. Seine gutmütigen Scherze nahm ihm niemand übel, denn er verschonte mit ihnen weder sich selbst noch seine Ehehälfte. Wenn er abends im Fettstübchen mit drolliger Resignation sagte: „Heute weht ein scharfer Wind aus Bromskirchen“ oder „aus dem Nassauischen“, so wußte man, daß er früh aufbrach. Denn dann war im Pfarrhause in der Kaplaneigasse das eheliche Kriegsbeil ausgegraben, und seiner Eheliebsten, einer Pfarrerstochter aus Bromskirchen in Nassau, stand der Sinn durchaus nicht danach, himmlische Rosen ins irdische Leben zu flechten. „Ich hab' e Haar im Heirade gefunne“, pflegte er zu sagen. Und mit der Zeit schienen der Haare immer mehr zu werden, denn später lautete seine Antwort auf dahinzielende Fragen: „Was? e Haar? Nei! e ganz Barrick harw ich drinn gefunne!“ Trotz alledem mögen wohl die Tränen, die das Engelche beim Tode seiner Hausehre vergoß, echt gewesen sein. Denn im Grunde genommen war er, wie alle humoristisch angelegten Naturen, ein Gemütsmensch. Und vielleicht befähigte ihn diese Eigenschaft so hervorragend dazu, auf Armesünder bei ihrem Gang zur Richtstätte durch herzhaften Zuspruch einzuwirken. Berühmt geworden ist die Hinrichtung des Raubmörders Hefß, die 1836 oder 37 stattfand und die hier nach den Mitteilungen eines noch lebenden Augenzeugen erzählt werden soll. Der

Hefß also war benachrichtigt worden, daß er am nächsten Morgen vom Leben zum Tode gebracht werden solle. Er wußte, daß er die Strafe verdient hatte, und zeigte sich im allgemeinen gefaßt und ergeben. Nur eins wurmte ihn. Und das war, daß die Sache just am Vormittag vor sich gehen sollte. Das schien ja expresse so eingerichtet zu sein, daß die „Mensch“, die „Stompröck“ aus seinem entfernt liegenden Heimatsdorfe, die sicher schon zur Nachtzeit auf-

brechen und sich zweifellos in corpore um das Blutgerüst drängen würden, sich an dem graufigen Schauspiel sattfam weiden und noch bei Tag gemächlich nach Hause gelangen könnten. Konnte das nicht verhindert werden? und wie? Nun gut. Der nächste Tag bricht an, und zur festgesetzten Stunde wird Hefß auf den Richtplatz, den vorderen Trieb, gefahren, wo der Scharfrichter Hofmann aus Frankfurt bereits seiner harret. Der Platz ist schwarz von Menschen. Hefß wird die Stufen hinaufgeführt, und alles recht gespannt die Hälse. Aber was ist das? Es scheint, als ob der Hefß etwas sage. Der Kriminalrichter Danz und die übrigen Amtspersonen stecken die Köpfe zusammen. Hefß wird wieder heruntergeführt, und der Profosß packt seine Apparate wieder ein. „Heut ist keine Hinrichtung, der Hefß hat noch was einzugesstehen“ geht es wie ein Lauffeuer durch die

Menge, die sich enttäuscht zerstreut. Am Nachmittag sind die Leute bei ihren Geschäften, und unser Gewährsmann, damals ein Knabe von 12 bis 13 Jahren, befindet sich mit seinen Eltern auf dem Felde. Da — es mag um 3 Uhr sein — ertönt wiederum das Armesünderglöckchen. Sie führen den Hefß zum zweiten Male auf den Trieb, und diesmal hat er ruhig den Hals hingehalten. Was war unterdessen geschehen? Der Kriminalrichter hatte gewütet, als im Gefängnis Hefß kaltblütig erklärte, er habe gar kein neues Geständnis zu machen. Auf der Plattform hatte ihn die Wut gepackt, als er, wie er befürchtet, die dummen Gesichter der dichtgescharten heimischen „Stompröck“ ganz in der Nähe erblickte. Den „Menschern“ hatte er bloß das erhoffte Vergnügen verderben wollen, weiter nichts. Sie sollten den langen Weg umsonst gemacht haben. Und sich köpfen lassen wollte er heute überhaupt nicht. Der Kriminalrichter hatte gut donnern:



Kirchenrat Engel.

„So wahr ich Danz heiße, Heß, wirst du heute doch noch geköpft!“ Heß blieb störrisch, und auch das Zureden des jungen zweiten Pfarrers, der statt des erkrankten Engelchens bei dem Todeskandidaten amtierte, blieb erfolglos. Da schickte man in der höchsten Not nach dem Engelche. Und das Engelche rappelte sich wirklich auf und kam. „Heß“, sagte es, „was hör' ich? du willst dich net köppe lasse? Du willst doch net etwa, daß der Hofmann die

100 Gulde für nix kriegt. Komm Heß, sei vernünftig! Es is ja nur 'n Augenblick, dann is es vorbei. Tu mir den Gefallen! Tu mirs zu lieb, Heß, und laß dich köppe! Komm, Heß, laß dich köppe!“ Und mit diesem originellen Appell gelang es ihm wirklich, den Tros des Burschen zu brechen, so daß er: „Ja! Herr Pfarrer!“ sagte und sich ohne Widerstreben zum Richtplatz bringen ließ.
Dr. Chr. Roese.

Gießener Professoren.

Hugo v. Ritgen.

Geboren 1811 in Stadtberge in Westfalen, gestorben 1889 zu Gießen.
Professor der Baukunst 1838—1874, der Kunstwissenschaft 1874—1889.

Hugo v. Ritgen, ein Sohn des Gynäkologen Aug. v. Ritgen, war einer der bestbekanntesten Gießener Professoren. Er baute Wohnhäuser in Gießen in guter heimeliger Biedermeiertradition (z. B. Ostanlage 4), restaurierte Kirchen (Gießen, Lich, Großen-Linden, Schlitz, Jena, Eisenach), Burgen und Schlösser (Gleiberg, Staufenberg, Burg Solms in Laubach, Ludwigseck, Eisenbach, Wiesenthal, Buckau, Thurau). Der Ruhm seines Lebens war die Wiederherstellung der Wartburg, die gut den damaligen Stand kunsthistorischer Wissenschaft charakterisiert. Der Wiederaufbau der Burg Münzenberg, den er beabsichtigte, kam aus Geldmangel nicht zu Stande.



In seiner Lehrtätigkeit bevorzugte Ritgen die Baugeschichte des Mittelalters, für die er weite Kreise zu begeistern wußte. Ihr galt auch in der Hauptsache seine literarische Tätigkeit: er bearbeitete außer seinem Wartburgführer die Geschichte der Stadt Staufenberg und ihrer Burgen (Gießener Universitätsprogramm 1883) und in den Jahresberichten des Vereins für Lokalgeschichte die Geschichte der Burg Gleiberg (1881) und die erste Anlage Gießens und seiner Befestigungen (1883). Als 1874 mit der Begründung des Darmstädter Polytechnikums das Fach der Baukunst an der Universität einging, wurde sein Lehrauftrag auf Kunstwissenschaft ausgedehnt, zu der er von jeher eine ausgesprochene Neigung gehabt hatte; sein Hauptinteresse galt der Geschichte der Malerei. Er hat weit über studentische Kreise hinaus anregend gewirkt und Liebe zur Kunst, insbesondere auch Liebe zur Kunst der Heimat, zu erwecken verstanden. Das wird ihm unvergessen bleiben.
Chr. Rauch.

Ein verschollenes Sprichwort über die Stadt Gießen.

Seit Jahrzehnten sind die Gelehrten darüber einig, daß der Name der Stadt Gießen von dem Zeitwort „gießen“ abzuleiten ist und soviel wie „Flüßchen“ oder „Wassergaben“ bedeutet. Wer sich dieser durch die Sprach- und Urkundenforschung festgelegten Namensklärung widersetzt, läuft zum mindesten Gefahr, für einen „homo rudis“, einen völlig unwissenschaftlichen Kopf gehalten zu werden. Im 17. Jahrhundert war man in dieser Beziehung nicht so peinlich. Das zeigen uns z. B. die Carmina gratulatoria, die in den einzelnen Jahrzehnten dieses Säkulums ans Licht traten. Sie wählen bald diese, bald jene Erklärung des Namens, so wie es dem Dichter gerade in den Zusammenhang seines poetischen Machwerks hineinpaßte. Als im Jahre 1650 die Ludoviciana wieder eröffnet wurde, machte z. B. einer den Vers:

„D was vor dafre Leuth hat Gießen doch gegossen,
Die in die ganze Welt vor diesem seyn geflossen.“

Wie hier der lautliche Anklang den Ausgangspunkt zur Etymologie (Gießen — die Stadt, wo große Männer gegossen werden) gab, so auch in einem Sprichwort, das gegen Ende des 17. Jahrhunderts aufkam und sich bis in die zweite Hälfte des 18. hinein erhielt: *Giessa est Cos*. Der Vater dieses Sprichworts war der berühmte Pietistenführer Johann Christoph von Bielefeld, der 1693—1727 als Professor der Theologie in Gießen wirkte. Ueber den Sinn dieses Wortes ist ein Zweifel nicht möglich. Bielefeld wollte damit sagen, daß Gießen sich seiner pietistischen Arbeit gegenüber als „Felsengestein“, als „harter Boden“ erwiesen hatte, in dem die Saat nicht aufgehen und keine Frucht bringen konnte. Wir begreifen es, daß gerade Bielefeld dies Wort prägte: die Gießener, die mit der alten Orthodoxie verwachsen waren, haßten die moderne Theologie des Pietismus und ihre Vertreter und brachten im Gießener Pietistenstreit diese ihre ablehnende Gesinnung auch unverhohlen zum Ausdruck, wie ihre Eingaben an den Landgrafen Ernst Ludwig deutlich beweisen. Bielefeld muß das Wort des öfteren gebraucht haben. Jedenfalls ward es ein Schlagwort, das allmählich im ganzen Lande verbreitet wurde und noch 1742 als

„Proverbium“ galt, „das allenthalben in Hessen bekannt sei“. Wie so manches Schlag- und Sprichwort entging auch dies Wort Bielefelds nicht dem Geschick, daß man es in späteren Zeiten umdeutete. Bezeichnend ist es, daß dies in einer Zeit geschah, wo uns eine ganze Anzahl von Versuchen begegnet, der Universität Gießen wieder ein besseres Renommee zu verschaffen, wo z. B. ein Gießener sich veranlaßt sah, in die Frankfurterischen gelehrten Zeitungen einen Artikel zu setzen, der die höchst merkwürdige Tatsache berichtete, daß der Ratsverwandte Johann Melchior Ploek sein Hochzeitsjubiläum mit seiner 70jährigen Gattin gefeiert habe und daran die Notiz schloß: „Diese und viele andere Exempel allhiefiger eisgrauen Einwohner dienen zum Beweis, daß es hier an gesunder Luft nicht fehle, und daß es dem Clima nicht zu zu schreiben sey, wenn sich viele insonderheit vom Gelehrten-Stande durch eine übele Diät, überhäuffte Arbeit und Lucubriren, durch Haß, Neid, Mißgunst, und dadurch erregten Zank, Streit und Mißvergnügen, das Leben abkürzen und aus göttlichem gerechten Verhängniß einen frühzeitigen Tod zuziehen.“

Die Persönlichkeit, die die Umdeutung des Bielefeldischen Sprichworts auf sich nahm, war der Philosophieprofessor Christoph Friedrich Uymann. Als er an Ostern 1742 in seiner Eigenschaft als Dekan die Exemption von einigen Pädagogenschülern vorzunehmen hatte, hielt er eine Rede über das Thema: „*Giessa cos est*, Gießen ist ein Schleifstein.“ Er ließ die Rede dann unter dem Titel „*Commentatiuncula de scholis et academiis cum cote comparandis, illustrandae Paroemiae Hassiacae: Gießen ist ein Schleifstein, Giessa cos est, in medium Prolata*“ bei Lammer's in Gießen im Druck erscheinen. Auf 6 Seiten wird uns nach einem Exordium die *Pertractatio argumenti* dargeboten. Es wird nachgewiesen, daß *Cos* nicht bloß „hartes Gestein“, vielmehr insonderheit „Weg-, Schleif- und Probierstein“ heiße und daß Schulen und Akademien sowohl in Anbetracht der Lernenden als der Lehrenden diesen Namen, den Bielefeld speziell der Gießener Akademie beigelegt habe, verdienen.

Uyrmann sorgte dafür, daß seine Entdeckung, die „in majorem gloriam Academiae Giessenae“ gemacht war, in die gelehrten Kreise drang. Die Frankfurtischen gelehrten Zeitungen brachten eine ausführliche Anzeige der Commentatiuncula Uyrmanns und stellten nochmals fest, daß das Sprüchwort „keineswegs nach einiger Meinung dem Orte Gießen zum Vorwurfe gereiche, als ob sich hier die Leute mehr als anderswo müßten verirren und herumnehmen lassen, sondern vielmehr auf die gute Einrichtung und den alten Ruf der hiesigen Universität und anderer Collegiorum ziele,

dabei sowohl Lehrende als Lernende jemebr zunehmen, geschickter und tüchtiger gemacht, ja recht auf die Probe gestellt und zur Vollkommenheit gebracht werden könnten, wenn sie sich nur recht zubereiten lassen wollten.“

Uyrmann hat mit dieser Deutung kein Glück gehabt. Da sie bei der gerade um 1742 besonders bedenklichen geistigen Höhenlage der Universität von vielen nicht für berechtigt gehalten wurde, wirkte sie der weiteren Ausbreitung des Sprüchwortes entgegen, das dann allmählich ganz verschwand. Wilhelm Diehl.

Sechshundsechzig Semester akademischer Bürger zu Gießen.

Es wurde in diesen festlichen Tagen in Wort und Schrift so manches Dahingegangenen gedacht, der zu unserer Academia Ludoviciana in enger Beziehung gestanden. Da geziemt es sich wohl auch, eines Mannes Erwähnung zu tun, der, durch seine Eigenart weit über die Grenzen des hessischen Vaterlandes hinaus bekannt, zum Senior der deutschen Studentenschaft, zum semesterreichsten deutschen Studenten geworden ist. Sechshundsechzig Semester zählte der im Jahre 1904 als Gießener Student der Chemie verstorbene Christian Busch. Seit 1871 war er immatrikuliert und wurde für einige Semester Konkneipant des Corps Hassia, die ihm 1873 die Corpsschleife verlieh. Leider hatte eine Kopfverletzung, die Busch auf dem Fechtboden erlitt, Hemmungen in seiner geistigen Entwicklung zur Folge, so daß ihm ein intensiveres wissenschaftliches Studium versagt blieb. Dafür hatte ein gütiges Geschick ihm eine heitere Lebensauffassung mit auf den Weg gegeben, so daß er



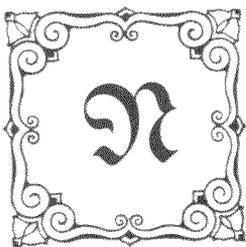
Christian Busch.

bei einer seinen Fähigkeiten entsprechenden Laboratoriumstätigkeit, in der er mehr leistete, als Fernerstehende ahnten, sich stets glücklich und zufrieden fühlte.

Liebe zur Natur, Freude an Musik und Gesang, Anhänglichkeit an sein Corps und seine Vaterstadt Gießen, Freundschaftssinn und Wohlwollen gegen alle, die ihn kennen lernten, waren seine Charaktereigenschaften, welche ihm die allgemeine Sympathie seiner Mitbürger und akademischen Zeitgenossen erwarben. Leider vereitelte der allzu plötzlich eingetretene Tod seine edle Absicht, sein Vermögen seiner Heimatstadt Gießen zu edlen Zwecken zu hinterlassen.

Mit Christian Busch ist ein Stück Geschichte des alten Gießener Studententums dahingegangen; er war noch ein Repräsentant der Zeit der Tabakspfeife und der schlichten Einfachheit. Viele ehemalige Freunde, welche zur Dreihundertjahrfeier nach Gießen kamen, werden bedauert haben, ihn unter den Festteilnehmern nicht mehr anzutreffen. Dr. Reinewald.

Aus Gießens Theatergeschichte.



Nach Dr. Otto Buchners 1879 erschienenem Büchelchen „Gießen vor hundert Jahren“ waren hier noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Konzerte, Theater und ähnliche Vergnügungen sehr selten. B. kann nur berichten, daß im Juni 1774 die Gießener Bevölkerung nach der Fürstenresidenz Lich geladen wurde zur Aufführung eines „moralischen Schauspiels“, betitelt „Der ehrliche Verbrecher“. Aus Nebels Jocosio-Seria (von 1828) erfährt man jedoch, daß bereits 1771 die „Seylersche Schauspielergesellschaft“ hier einige Vorstellungen gegeben hat. Abel Seyler gehörte zu den ausgezeichnetsten Theaterdirektoren jener Zeit. Er hatte dem durch Lessing so berühmt gewordenen Hamburger Nationaltheater angehört und dann eine eigene Theatertruppe gebildet, war mit dieser in Westdeutschland herumgezogen und mit ihr über Wezlar nach Gießen gekommen. Im Jahre 1777 erschien hier die Dobler'sche Theatergesellschaft von der sich nichts Näheres ermitteln läßt. Wohl aber wurde eine Anzahl Studenten durch diese beiden Schauspieltruppen angeregt, zu dramatischen Aufführungen sich zu vereinigen. Am 11. Februar 1778 wurde im philosophischen Hörsaal die erste Vorstellung gegeben. Der Zutritt war unentgeltlich gegen Eintrittskarten. Am 19. September fand bereits die letzte Vorstellung statt. Der akademische Senat fühlte sich nämlich veranlaßt, diese Schauspiele zu verbieten. Der letzte Theaterabend brachte einen Epilog, in dem, nach Nebel, folgende Stellen vorkamen:

„Gehorsam bleibt Pflicht, wenns auch ein wenig schmerzt,
Prüft, Brüder, das Gebot nicht, folget ihm beherzt!
Wer folgt nicht Rebellen gern, ihm, dem der Ruhm gebührt,
Daß er mit Vaterhuld sein Lah'nathen regiert?
Es wartet nun auf uns die Bühne größrer Welt
Und andre Rollen. Wohl dem, der auch dort gefällt!
Die meisten eilen hin, wohin der Ruf sie locket,
Zu anderem Debut, wo oft die Probe stocket.
Ein frommer Wunsch sei noch Dir, Gießen, hier geweiht:
Bring, wenn im Schauplatz nicht, vergnügt doch hin die Zeit.
Der zarte Keim Geschmack, der glücklich aufgeschossen,
Beschatte diese Stadt mit immer neuen Sprossen.
Und wenn den Ort aufs Neu Philosophie bewohnt,
Wenn statt des Scherzes hier die ernste Weisheit thront,
Wenn Böhm hier demonstriert und Schulz eregisiert
Und alter Weisen Bild den neuen Hörsaal ziert —“

Diese studentischen Theater Vorstellungen waren indessen keineswegs die ersten, die Gießen sah. Bald nach Gründung der Universität hatten die Studenten ganz nach mittelalterlichem Brauch unter Prof. Bachmanns Leitung ein Schauspiel aufgeführt und unter der Rolle des Pontius Pilatus den Stadthauptmann v. Schrautenbach, aller Welt kenntlich, auf die Bühne gebracht. Das hatte zur Folge, daß das Schauspiel zwei Jahre untersagt blieb. 1617 baten die Studenten wieder um die Erlaubnis, auf Fastnacht eine „tragoedia“ aufzuführen zu dürfen „mit dem Turmbläser, Trommeten und anderen Seitenspielen“. An den Rektor Scheibler langte vom Landgrafen die Antwort ein, es sei mit allem Fleiße darauf zu sehen, daß keiner der stu-

diosorum sich gelüften lassen sollte, einen von den Räten oder den Hauptmann zu „agiren, wie wir denn allen Euch nit zutrauen, damit nit ander mehr Angelegenheit daraus entstehen und ernstlichem Einsehens von Nöten seien. Was die musici betrifft, so ist Euch selbstn wissende, daß wir noch in luctu sind und deswegen dieselbe pillich eingestelt pleibt“. Später hört man von solchen Aufführungen nichts mehr.

Das Jahr 1800 brachte Gießen nicht nur die Straßenbeleuchtung, sondern auch mehrere Konzerte. Für den 18. April 1800 kündeten „der hier anwesende Tonkünstler, Hr. Baum und die Madame“ an, daß sie beide „zum letzten Mal die Ehre haben würden, durch ganz neue und noch nie gehörte Stücke, sowol im Vokal- als Instrumental-Musik, dem hiesigen respect. Publicum sich bestens zu empfehlen zu suchen. Eintritt ist 30 kr. Anfang um 6 Uhr auf dem Rathhaus.“ Und für den 3. Mai bereits folgte Herr Baum und der Madame ein Herr Baumer, der zu dem gleichen Preise mit gleichfalls „hier noch nie gehörten Stücken“ sich zu empfehlen versprach. Ob der Baumer den Baum samt der Madame übertrumpfte und, seinem Namen gemäß, gesteigerte musikalische Genüsse bot, verschweigt das Anzeigungsblättchen, das sich damals nur als Annoncenorganlein im Backpfeifenformat präsentierte und bei dem noch kein Redakteur um die Gewinnung einer vernünftigen Musikkritik sich alljährlich, wenn die Schwalben südwärts ziehen, abzuplagen brauchte.

Wohl der dritte ChespiSTARren, der nach Gießen kam, war der des Schauspielers Friedr. Wilh. Sohm. Im Oktober 1802 las man im „Gieser Anzeigungsblättchen“, daß am 31. jenes Monats „die Verwandtschaften, ein Lustspiel von Herrn v. Rosebue“, zur Aufführung kommen würden. Zur Beantwortung der Frage, wie wohl jener Sohm'sche ChespiSTARren ausgesehen haben mag, genügt wohl die Bemerkung, daß bei den großen deutschen Wandertruppen nicht allzu lange vor jener Zeit über die Aufnahme ins Schauspielensemble zwei Fragen zu genügen pflegten: „Ist der Herr eines Paares schwarzamterer Beinleider mächtig?“ und „Kann der Herr eine Szepteraktion machen?“, worauf der Gefragte einen Kommandostab in die Hand erhielt und mit gebieterischer Feierlichkeit in die Ferne zu deuten hatte.

Schon die zweite Vorstellung der Sohm'schen Gesellschaft dürfte für Gießen ein Aufsehen erregendes Ereignis gewesen sein. Sie brachte Schillers „Räuber“. Eine Wiederholung fand nicht statt. Ob weitere Aufführungen von Schillers titanischem Erstlingswerk auch hier verboten wurden wie in Leipzig, wo man das Verbot damit begründete, daß ohnedies zu viel gestohlen werde, das vermeldet uns kein Blatt Papier.

Am 9. gab es wieder ein Zugstück allerersten Ranges, das damals das Theater füllte wie heute immer noch das „weiße Rössl“ und „Alt-Heidelberg“. Sohm kündete für jenen Abend das Trauerspiel „Abällino, der große Bandit von Venedig“ an, das Heinrich Zschokke wenige Jahre vor dem, 1795, als Theaterdichter einer in der Uckermark wandernden Schauspielertruppe, verfaßt hatte. Es ging damals mit großem Geräusch über alle Bühnen Deutschlands und hatte eine förmliche Revolution im Literatur- und Theaterwesen jener Zeit hervorgebracht. Abällino, ein zweiter Karl Moor, ein „unaussprechlich großer Jüngling“, der fortwährend mit gläsernen und metallenen Dolchen operiert und mit schauerlichem „Hi, Hi“ die Nerven des deutschen Parterres jener Tage grauig erschütterte, erzeugte ein ganzes Geschlecht edelmütiger Banditen, die Jahrzehnte lang auf den Bühnen und in Romanen ihr Anwesen trieben.

Am 13. November verkündete Sohm, daß er „durch die Gewogenheit einiger großen Gönner die Erlaubnis erhalten habe, von izt ab alle noch zugebende Vorstellungen in dem Fürstl. Zeughaus aufführen zu dürfen.“ Das alte „fürtreffliche Zeughaus“ am Brand, dem damals der

Ronditor Chr. Frdr. Höpfner, „auf dem Gieser Universitäts-Billard wohnhaft“, benachbart war („Universitäts-Billard“ heißt noch heute im Munde der alten Gieser das gleichfalls militärischen Zwecken dienende alte Gebäude neben der Zeughauskaserne), war — so erzählt M. Rambach in seiner 1777 im „Gieser Wochenblatte“ erschienenen Uebersetzung und Erläuterung von Conr. Dietrichs 1613 edierter Beschreibung der Stadt Gießen — 1588 „aus lauter Quaterstücken aufgeführt“ und „mit allen Arten nöthiger Waffenrüstung dergestalt angefüllt“ worden, daß ihm auch „auswärtige Länder einen großen Vorzug“ zugestanden. Es verlor seine eigentliche Bestimmung erst im November 1805. Zu jener Zeit wurde die im hiesigen Zeughause befindliche, sehr beträchtliche Quantität Kriegsgeräthschaften, bestehend in Kanonen, Mörsern und Haubizen (es folgt die Aufzählung von etwa 40 gräßlichen Mordwerkzeugen und dergl., darunter Pulverhörnern, Flintenkrähern, Morgensternen, Pechschwänzen) gegen gleich baare Zahlung an den Meistbietenden verkauft. Wie angesichts dieser Fülle von unheimlichen kulturhistorischen Merkwürdigkeiten in jenem Hause hat Theater gespielt werden können, bleibt räthselhaft. Jedenfalls aber bildeten die unteren Räumlichkeiten des Zeughauses nahezu ein halbes Jahrhundert lang die Stätte für die in Gießen einkehrenden Theatergesellschaften.

Nach kurzer Zeit verließ Sohm unsere Stadt, und erst im Juni 1810 kehrte wieder eine Schauspielertruppe hier ein. Der neue Direktor, ein akademisch gebildeter Herr, Dr. Rittler mit Namen, zeigte sich zuerst in der ganzen Pose des Provinzbühnengewaltigen. Er verkündete in seitenlangen Inseraten seine Mißachtung „marktcheyerischer Künste“ und seine wie seiner Getreuen unanzweifelbare Zahlungsfähigkeit und erließ eine zehn Paragraphen umfassende Theaterbesuchsordnung, die u. a. auch besagte: „3. Während der Vorstellung belieben die Chapeaux gefällig die Hüte abzunehmen, und nicht zwischen den Bankreihen stehen zu bleiben, um die weiter hinter Sitzenden nicht zu genieren. 4. Taback darf nirgends im Zeughaus geraucht werden.“

Am 2. November bereits mußte Dr. Rittler die Eintrittspreise herabsetzen (für den 1. Platz z. B. von 48 auf 36 kr.), und am 12. Januar 1811 gestand er auf Grund von „höchst traurigen Zufällen, wovon ein Hohes, Gnädiges Publikum sattfam unterrichtet“ sei, sein „Unvermögen“ ein, seine Gläubiger zu befriedigen. Er bat nicht nur die „Honoratioren“ um die „hohe Gnade“, auf weitere Vorstellungen zu abonnieren, sondern sah sich auch genötigt, „das hiesige Großherzogl. Hess. Militär, die Herrn Akademiker und die anerkannten biedern Bürger Giesens, dazu anzuflehen.“ Und für den 13. Januar setzte er „ein ganz neues Lustspiel“ an, betitelt „Die Quälgeister!“ Die köstliche Selbstironie, die, bewußt oder unbewußt, in diesem Titel lag, dürfte seine „Hohen, Gnädigen und Verehrungswürdigen Gönner“ doch wohl nicht ganz ungerührt gelassen haben.

Mit dem kläglichen Ende der Rittler'schen Episode trat wieder eine nahezu 14jährige theaterlose Zeit ein. Erst im Juni 1824 wagte sich wieder ein Theaterdirektor nach unserem Gießen. Herr Friedrich Carlos, „Königl. Preuß. concessionierter Schauspielerdirektor“, hatte die originelle Idee, an jedem Sonntag und Mittwoch Nachmittags 4 Uhr auf der Burg Gleiberg zu mimen, wohl um nicht nur das Giesener, sondern auch das Wezlarer Publikum, sowie die Bevölkerung des ganzen Biebertales zu seinen Vorstellungen zu locken. Sein Repertoire war sehr abwechslungsreich; er brachte sogar ein paar Opern, wie „Die Nacht im Walde“ von Delairac, den „Dorfbarbier“, „die Teufelsmühle am Wienerberge“ und „Johann von Paris“, zur Aufführung, hat sich aber nur wenige Wochen dort aufgehalten.

Wiederum vergingen zehn Jahre, bis ein neuer Mann den Mut fand, Gießen mit Theatervorstellungen zu erfreuen. Ende März 1834 begann August Frieße seine Giesener Theaterlaufbahn. Neben manchem klassischen Stücke servierte er seinen Theatergästen auch höchst ab-

sonderliche Bühnenprodukte mit so verlockenden Titeln, wie z. B. „Der Plasregen als Eheprokurator oder das Schmalztöpfchen“. Er muß im ganzen gute Geschäfte gemacht haben, denn schon im Oktober kam er wieder und kehrte dann Anfang April 1836 hier ein, um seitdem alljährlich ein- bis zweimal hier zu erscheinen. Frieße, der heute noch als kleines Männchen von großer Lebhaftigkeit und Rührigkeit in manches alten Gießeners Erinnerung lebt, hat nicht nur das Schauspiel, sondern auch die Oper gepflegt. Namentlich seit 1842 erschienen auf der Gießener Bühne Jahre lang die besten Spielopern, wie „Fra Diavolo“, „Das Nachtlager von Granada“, „Die Regimentstochter“, „Die Stumme von Portici“, „Zar und Zimmermann“, selbst der „Freischütz“.

Frieße soll hier in Gießen etwa im Jahre 1847 gestorben und beerdigt worden sein. In den Friedhofsbüchern habe ich seinen Namen nicht gefunden. Ihm folgte in der Direktion sein Schwiegerjohn Richter aus Hamburg, der als erster in dem alten Marstallgebäude, dem Zeughausa gegenüber, seine Bühne aufschlug, wo abends bei Kristallöl-Beleuchtung sich das Gießener Publikum gern ein Stelldichein gab. Zu Zeiten kehrten dort auch Kunstreitertruppen ein und fanden die gleiche freundliche Aufnahme wie „Miedings wackere Söhne“.

In späteren Jahren diente vorübergehend der „große“ Saal im Hotel Prinz Karl als Gießener Museenhaus, wo sich, wegen der außerordentlichen Enge der Räumlichkeiten die Aufführung klassischer Dramen zuweilen bis 2 Uhr Nachts ausdehnte. Erst im Jahre 1852 wurde Gießens Theaterstätte der im Jahre vorher vollendete große Saal

auf dem Café Leib'schen Grundstücke. Aber bei Leibe nicht hatte dieser Saal damals das immerhin ganz stattliche Aussehen, das er in unseren Tagen besitzt. Wer noch vor etwa drei Lustren das Portal betrat, dem wurden sofort besondere Überraschungen für Ohr und Nase zuteil. Nicht Weisen der Wonne von wechselndem Wohlklang, nicht daphnische Düfte waren es, die ihn seltsam umfingen. Ach nein! Eine Anzahl jener quietschvergnügten, lieblichen Tiere, die uns nach ihrem seligen Ende Wurst und Schweinebraten liefern, hatten dort zu beiden Seiten des Portals ihre Heimstätten, und wenn Preciosa ihr „Einsam bin ich nicht alleine“ sang und die Empfindsamen tiefgerührt ihr Tränentüchlein an die feuchten Augen drückten, dann hatten die Inhaber der hinteren Reihen die Sonderfreude zu bemerken, daß sie nichts weniger als einsam waren, indem zu ihnen ein wunderliches Echo drang. Und auch von dem Mimen-Elend macht sich der Gießener von heute keine Begriffe mehr. Kam es doch vor, daß diese oder jene Künstlerin der Vorstellung am Abend fern bleiben und das Bett hüten mußte, weil ihr der letzte Kleiderrock gepfändet worden war, oder daß sich der Darsteller des Marquis Posa zur Aufführung von einem wohlstuierten und edelen Theaterfreunde Hosen und Handschuhe „leihweise“ erbat, natürlich aber geschenkt erhielt.

Erst unter der Direktion Kruse-Helm, gegen Ausgang des vorigen Jahrhunderts, traten bessere Zustände ein. Seinen Aufschwung aber zur heutigen respektablen Höhe verdankt unser Theater der endlichen Verwirklichung der lange erwogenen Idee eines Städtebuntheaters, der Vereinigung mit den Theatern in Marburg und Nauheim.

Paul Wittko.

Die Veterinärmedizin in Gießen.

Von der nicht unbeträchtlichen Anzahl der Universitäten Deutschlands, an welchen in früherer Zeit Tierheilkunde meist als einzelnes Fach gelehrt wurde, hat einzig Gießen den tierärztlichen Lehrkörper und die

Institute auf die Höhe gebracht, welche die volle Ausbildung von Tierärzten ermöglicht. Die tierärztlichen Lehrstühle der übrigen Universitäten gingen entweder ein, oder sie blieben Anhängsel der landwirtschaftlichen oder medizinischen Lehrkörper. Die Fachbildung der Tierärzte haben außer der Universität Gießen die tierärztlichen Hochschulen übernommen, deren es in Deutschland fünf gibt.

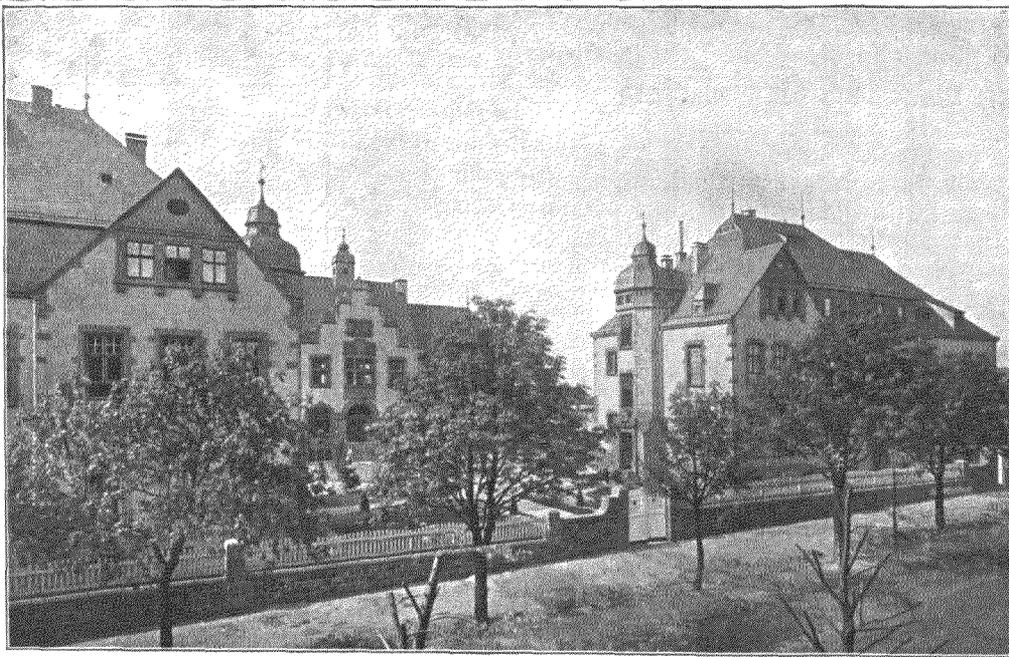
Das Verbleiben und der Ausbau der Tiermedizin an der Landesuniversität Hessens ist vor allem der Einsicht der hessischen Regierung zu verdanken, welche von jeher der Tierheilkunde besondere Sorgfalt angedeihen ließ. Dies beweist u. a. der Umstand, daß die Vorbedingung der Universitätsreise für die hessischen Tierärzte schon längst (1830) gefordert wurde, als man in den anderen deutschen Staaten, abgesehen von Bayern, noch garnicht daran dachte, soweit zu gehen.

Aber nicht nur die Regierung, sondern auch die Universität brachte der Tierheilkunde stets rege Teilnahme entgegen und förderte sie in wohlwollendster Weise. Die tierärztlichen Lehrstühle waren von 1778—1785 der 5. (ökono-

mischen), später der medizinischen Fakultät angegliedert, und vom Jahre 1832 ab erteilte diese die Würde eines Dr. med. vet. (artis veterinariae). Es war diese Promotion zum Dr. med. vet. eine einzigartige Einrichtung auf der ganzen Welt, und wenn man ihre Geschichte verfolgt, so muß man anerkennen, daß die medizinische Fakultät und der Senat dabei von Anfang an die richtigen Bahnen beschritten haben. Besonderes Ge-

wicht wurde darauf gelegt, daß die Vorbedingung der Maturität erhalten blieb. Es wurde dadurch, wie auch durch die sonstigen strengen Anforderungen, das Ansehen des Gießener Dr. med. vet. stets gewahrt.

Als die Tierheilkunde in neuester Zeit einen kräftigen Aufschwung nahm und die Lehrbedürfnisse sich steigerten, reorganisierte die hessische Regierung ihre tierärztliche Bildungsanstalt in einer Weise, daß sie den übrigen Schwester-



Veterinärmedizinische Institute.

instituten des deutschen Reiches ebenbürtig dasteht. Durch den organischen Zusammenschluß des Lehrkörpers und der Studentenschaft mit denen der Universität bietet sie vor jenen aber eine Reihe von Vorzügen.

An Stelle der im Jahre 1871 bezogenen Veterinär-anstalt sind nun mit großen Opfern prächtige Neubauten errichtet worden, die sämtlich im Betrieb stehen. Zugleich wurde durch den Auszug aus dem alten Institute dort Platz für eine beträchtliche Erweiterung der medizinischen Veterinär-klinik geschaffen. Die Neubauten sind zusammen auf einem in der Nähe des Bahnhofes gelegenen Platze gruppiert. Als erster Bau tritt dem von der Stadt Herkommenden die Veterinär-anatomie entgegen. Ihr gegenüber liegt das veterinarpathologische Institut und zwischen beiden mehr nach hinten der klinische Hörsaalbau. An der nach der Bahn hinabführenden Straße schließt sich die chirurgische Veterinär-

klinik an, während der gegenüberliegende freie Platz nach Süden die noch neuzubauende medizinische Veterinärklinik sowie die Poliklinik aufnehmen soll. Die von Herrn Bau-rat Becker entworfenen und von Herrn Bauinspektor Heyer ausgeführten Institute sind in ihrer äußeren Form einfach, dabei aber doch gefällig gehalten. Ihrem Neuzug entspricht die stets auf das Zweckmäßige abzielende innere Einrichtung. Sie können wohl als Musterleistungen angesehen werden. Licht, Luft, Platz und völlige Feuericherheit sind überall geboten, sodaß es sowohl den Studenten wie den Lehrern eine Freude ist, in der neuen Wohnstätte zu arbeiten. Dank-bar ist auch anzuerkennen, daß die hessische Regierung den Instituten, soweit in ihren Kräften steht, reichliche Betriebs-mittel gewährt, sodaß sie den Wettkampf mit den übrigen tierärztlichen Lehranstalten Deutschlands wohl aufnehmen und führen können.

Martin.

Vom Dichter des „Besuchs im Karzer“.

Vor 1866, als Gießen noch keine Besatzung hatte, war der „Brand“ eine stille Gegend von halb länd-lichem, halb altertümlichem Charakter. An der Nordseite bis zur Schur begrenzten ihn weite Gärten mit dem dichtbewachsenen Hügel über der ehemaligen Ba-

stion, Nordkeller genannt, daneben be-schattete eine Lindenreihe die alte Woh-nung des Universitätsstallmeisters. Vor dem großen Garten der Frauenklinik stand der mächtige Renaissancebau des Zeughauses, das als Magazin für Ta-bakballen diente, daran stieß das Schloß Landgraf Philipps mit Universitätskanz-lei, Pedellenwohnung und Studenten-karzer, weiter folgten an der Ostseite vor dem botanischen Garten der Universitäts-reitstall, die Mula und das ältere Schloß mit Stadtgericht und Polizei. Gegen-über an der Westseite, wo heute Spritzen-haus und Markthalle stehen, lag im Schatten uralter Linden das Hofgericht, daneben die Reitbahn und jenseits der Brandgasse das Zollamt mit einer kleinen Vorhalle, dann wieder hinter einer al-ten Linde das Eingangstor zum Gym-nasium (heute Provinzialdirektion), im Gießener Spießerdeutsch die „Klass“ genannt, danach zwei kleine alte Häuser mit Gärten bis zur Braugasse. Hier war der Mittelpunkt des amtlichen und geistigen Lebens. Auf dem südlichen, gepflasterten Teil des Platzes trieben Hofgerichtsräte, Pro-fessoren und Studenten ihr Wesen, auf dem nördlichen, ungepflasterten Teil war es, bevor die Besatzung ihn mit Exerzier- und Kommandolärm erfüllte, ziemlich still; gelegent-lich ritt der Universitätsstallmeister mit seiner blonden Tochter über die sandige Fläche, und aus dem Häuschen neben der „Klass“ kam in altväterischer Tracht, auf ein spanisches Rohr gestützt, der Vater des Heidelberger Gynäkologen Rehrer, um seinen regelmäßigen Spaziergang zu machen.

Aber lebendig wurde es, wenn morgens vom Rathaus-giebel das Schulglockchen „kloppte“; dann strömten aus allen Stadtteilen die „Klassiker“ (Son auf dem i) heran, um vom Cornel bis Sophokles und Tacitus die klassische Weisheit durchzukosten. Der kleinste darunter war damals der Schreiber dieser Erinnerung, so klein, daß bei seiner Aufnahme in die Sexta ihm aus Mitleid die sonst übliche „Einweihung“ er-spart wurde, welche die Quintaner und Quartaner in Form von Faustschlägen an den Neulingen vornahmen. Unter den „Eingeweihten“ der sechziger Jahre waren von bekann-teren Männern der gegenwärtige Leiter der Landesanstalt für Gewässerkunde in Berlin, Geh. Oberbaurat Herrn. Keller, der Tübinger Kunstlehrer Prof. Konr. Lange, der

Hallenser Jurist Geh. Justizrat Prof. Rud. Stammler. Sie und noch andere, teils Bekannte, teils Vergessene, saßen über die alten Schriftsteller oder das Exeritium pro loco gebeugt zu Füßen unserer Gräzisten und Latinisten, von denen der Direktor Geist, „Pater“ genannt, der bedeutendste war. Durch die nach dem Brandplatz geöffneten Fenster drang der Gesang der Vögel herein, die in den alten Linden nisteten, und auf das Pflaster am Haus entlang klopfte der Rohrstock des spazierengehenden alten Doktors; sonst war weithin Ruhe.

Da scholl jugendliches Lachen über den Platz; aus allen Klassenzimmern des Gymnasiums wandten sich die Köpfe und schauten hinüber nach dem Studen-tenkarzer, wo zwei Häflinge von einem Bitterfenster zum andern und nach der im Erdgeschoß des Schlosses liegenden Pedellenwohnung eine Seilbahn her-stellten. Bald lockten Ruf und Pfiff der Musensöhne die blondlockige Toch-ter des Karzerdieners ans Fenster, sie nahm die papierne Botschaft von der Leine und ging, den bestellten Früh-schoppen zu holen. Aber ein Weilchen erschienen drüben hinter den Gittern die Krüge mit schäumendem Trank, die Studenten taten, ohne sich sehen zu können, einander Bescheid, sangen und lachten, und hüben in der „Klass“ hörte

niemand mehr auf die grammatischen und mythologischen Er-klärungen des „Paters“ zur Ilias. Den Studenten schwoll der Ramm immer mehr. Sie hatten erkannt, wer von ihren früheren Lehrern gerade bei uns unterrichtete, und riefen sie mit ihren Spitznamen an: „Prost Ras! Prost Pater!“ Schallendes Gelächter in den Schulstuben, und ein Fenster nach dem andern wurde geschlossen. Nun erkannte das übermütige Volk auch den „Pater“ mit seiner grauen störrischen Mähne und den kreisrunden Brillengläsern und johlte ihm zu: „Es kommt Dir ein Halber, Prost Pater!“ Der Direktor erwachte zwar aus seiner homerischen Vergangenheit, strafte aber den Zuruf mit Verachtung, bis einer der Karzerinsassen mit Anspielung auf eine damals vom Lenz'schen Felsenkeller durch ganz Gießen verbreitete Anekdote, den charakteristischen Tonfall des Direktors nachahmend, herüberrief: „Källner, ein Glas Bär für mäch und eins für meine Famälje!“ Da brach auch in der Prima unaufhaltsam das Gelächter los, der „Pater“ ließ die Fenster schließen und hielt mit hoch-gezogenen Brauen und drohendem Finger dem Uebeltäter da drüben in absentia eine Strafpredigt. „Schämt ihr euch nicht, in der Iliassstunde über die schlechten Wize von so einem unnützen Burschen zu lachen? Wenn Homer so etwas



Ernst Eckstein.

hörte, er würde sich im Grab herumdrehen. Solch einen Taugenichts wie diesen Eckstein, den wollt ihr euch gar zum Muster nehmen? Pfoi, pfoi! Der hat schon hier auf dem Gymnasium immer das Karzer bevölkert, und nun setzt er als Student das Geschäft mit Erfolg fort. Aus dem wird noch was Rechts werden! Schämen Sie sich!" Die Priester maner senkten die Köpfe und schämten sich ein wenig, aber mit Mühe verbissen sie das Lachen, denn die Strafpredigt des ehrwürdigen Schulmonarchen erinnerte an eine Karzergeschichte, die seit Ecksteins jüngst verflossenen Schuljahren noch von Mund zu Mund ging, und bei der durch die Schuld des „Taugenichts“ der Direktor selbst in eine sehr respektwidrige Lage geraten sein sollte. Der allzu lebensfrohe und übermütige stud. phil. Ernst Eckstein aber, der bis dahin mehr von der epikuräischen Lebensweisheit seines humorvollen Vaters als von der stoischen Philosophie gelernt hatte, trank drüben im Karzer seinen Frühschoppen weiter und sang und lachte nach Herzenslust, wie sehr auch der gekränkte Gymnasialdirektor die Augenbrauen zornig hob und die Stirn runzelte.

Bald entschwand der junge „Taugenichts“ und „Klassikern“ und den Bürgern Gießens aus den Augen, er verließ die Ludoviciana, studierte hier und dort, promovierte und reiste als Literat in der Welt herum, worin manche Philisterseelen schon den Beweis völliger Verkommenheit sahen. Und einige Jahre später gedachte der angehende Poet in einem lustigen Augenblick der Gießener Schuljahre und der schrullenhaften Pedanten, die ihn unterrichtet hatten, und erzählte der ganzen Welt in einem drolligen Büchlein mit allerhand Übertreibungen den „Besuch im Karzer“, den ihm der Gymnasialdirektor „Samuel Heinzerling“, wie Eckstein den „Pater“ benamsete, nicht hatte vergessen können. Mit einem Male war der Name des „Taugenichts“ in aller Munde; mancher strenge Familienvater in Gießen ver-

dachte ihm die pietätlose Handlung und nahm die Partei des grausam verspotteten Direktors, die leichtsinnige Jugend aber lachte auf dessen Kosten und kaufte das Büchlein so eifrig, daß es in 15 Jahren 85 Auflagen erlebte. Doch fehlte es auch von Anfang an nicht an solchen, die etwas tiefer schauten und in der grimmigen Satire auf verschimmelte Schulzustände den Wunsch erkannten, daß manches besser werden möchte.

Das Opfer der Ecksteinschen Satire, der treffliche Philologe und im Alter etwas verschrobene Schulmonarch „Samuel Heinzerling“ hat es selbst nicht mehr erlebt, daß der unbarmherzige Spötter durch ernstes Schaffen der Gießener Schul- und Studienzeit Ehre machte. Aber der Geist „Samuel Heinzerlings“ erfuhr eine glänzende Genugtuung und nahm eine edele Rache. Als Ecksteins Jugendmost ausgegoren war, da gewannen Erinnerungen aus der Gießener „Klass“ bei ihm die Oberhand; er entdeckte in sich reife Früchte des Unterrichts jener verspotteten Männer, ein feines Verständnis für das klassische Altertum, das ihm oft gegen seinen Willen der „Pater“ und seine Kollegen eingepflanzt hatten, und seit 1881 begann Ernst Eckstein seine Romane aus der römischen Kaiserzeit, Die Claudier, Prusias, Nero usw. zu schreiben, die von seiner umfassenden dichterischen Produktion wohl den sichersten Bestand von dauerndem Wert darstellen. Damit hat der „Taugenichts“ denselben Schulmeistern, die er wegen ihrer Schrullen vor dem grausam verspottet hatte, ein bleibendes Denkmal gesetzt und hat in seinen Werken gezeigt, daß auch von den komischen Figuren altmodischer Lehrer ein bedeutsamer Geist auf ihn übertragen worden war, etwas vom Geiste Fr. Gotth. Welckers, der vor hundert Jahren in Gießen erwachte und waltete.

Rom.

Dr. Fried. Noack.
(Ludov. 1876—1879)

Die Gießener Universitätsjagd.

Uch unsere Universitätsjagd hat ihre eigentümliche Geschichte. Die „Privilegia ac leges, Academiae Giessensae clementer concessa“ vom Jahre 1607 enthalten u. a. folgende Bestimmung:

„Damit auch die Studenten und andere der Universität angehörige Personen ne bisweilen ihre recreationem und erlustigung haben mögen, so wollen wir ihnen hiernebensz die begnadigung gethann und verwilliget habenn, thun das auch in Crafft dieses Brieffs, daß sie in der ganzen Gießener Gemarkung, eß sey im waldt oder feldt, nahe hohem und niedrigem wildpreth, wüldten Ant und anderen Waldvögellen, was dessen sein mag, nichtß außgenommen, pirschen und heczen, unnd was sie schießen zu sich nehmen und behalten mögen“.

Die hiermit eingeräumte „freie Pürsche“ hat zwar hin und wieder zu Unzuträglichkeiten geführt, die sie mit der Gefahr der Aufhebung bedrohten, ist aber doch bis zum Jahre 1809 erhalten geblieben. Von da ab wurde die Jagd in drei Abteilungen verpachtet und der Erlös der Bibliothek überwiesen. Auf Grund des 1858 er Gesetz endlich erwarb die Stadt das Jagdrecht durch Zahlung einer Ablösungssumme vom Jahre 1866 ab.

Eine besondere Bedeutung für das Studium konnte die Jagdausübung nur bei den seit 1825 hier zu ihrer Ausbildung anwesenden jungen Forstleuten gewinnen. Demgemäß beantragte Gustav Heyer im Jahre 1860 die Überweisung eines Jagdbezirks zu Unterrichtszwecken an das akademische Forstinstitut. Dieser Antrag wurde im Senat aus Gründen, die uns heute komisch und unbegreiflich erscheinen, abgelehnt. Das Ministerium entschied in gleichem Sinn. 36 Jahre später hatten sich die Anschauungen wesentlich geändert. Ein erneuerter Antrag des Forstinstituts fand einstimmige Annahme und hatte die Überweisung der Kleinlindener Feldjagd, gegen Pacht auf unbestimmte Zeit, zur Folge. Das Jagdrecht in dieser Gemarkung war f. S.

von der Gemeinde nicht abgelöst worden und ist demgemäß noch im herkömmlichen Besitze des Großherzogl. Hauses und der Universität. Der letzteren gehört etwa ein Drittel der Fläche, die Distrikte „Centbann“ und „Koppelhuth“ umfassend, die ans Gießener Feld angrenzen und zu beiden Seiten der Frankfurter Straße liegen. In der „Koppelhuth“ (dem jetzigen „Sepler“) stand, wie schon der Name andeutet, das Beweidungsrecht beiden Gemeinden, Gießen und Kleinlinden, gemeinschaftlich zu. Zu welcher von beiden Gemarkungen jene Distrikte zu rechnen seien, war lange Zeit streitig und Gegenstand eines Prozesses. Aber auch das Jagdrecht der Universität wurde in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von der Großh. Oberforstdirektion angefochten und für „gnädigste Herrschaft“ reklamiert. Erst nach heftigen Fehden, die von beiden Seiten mit spitziger Feder ausgefochten wurden, gelang es der Universität, sich in ihrem Rechte zu behaupten.

Heute und hoffentlich noch lange Zeit erfreuen sich die Studierenden der Forstwissenschaft dieses letzten Restes der alten Gießener Universitätsjagd. Durch besondere Großh. Verordnung ist ihnen dort unter Führung ihrer akademischen Lehrer die Jagdausübung ohne Waffenpaß gestattet; sie stehen in dieser Hinsicht den Häuptern der standesherrlichen Familien und den Mitgliedern des Großh. Hauses gleich. Wenn aber — jedes Jahr ein oder zweimal — eine Streif- oder Treibjagd abgehalten wird und es den jungen Schützen gelingt, einen Hasen oder ein Feldhuhn oder gar einen stolzen Fasanenhahn zur Strecke zu bringen, dann ist das ein großes Ereignis, von dem lange vor- und nachher gesprochen wird und die wunderbarsten Geschichten umgehen.

Der jährliche Abschuss beträgt etwa 40 Hasen, 30 Feldhühner und 6 bis 10 Fasane. So ist Kleinlinden bei 286 ha und 80 Mark Pachtgeld noch einer der wenigen Jagdbezirke im Land, die einen namhaften Reinertrag abwerfen.

Wimmenauer.